



Erneuern Einschnitte überbrücken

Informationsbrief
Nr. 74/4-2012
für
Oktober
November
Dezember





Liebe Leserinnen und liebe Leser,

noch im vorigen ESW-Informationsbrief Nr. 73 unseres Evangelischen Seniorenwerks hatten wir uns mit der Vorschau auf unsere Jahrestagung 2012 in Berlin auf die uns im neuen Berliner Diakonie-Gebäude in Aussicht gestellte Heimstatt in Berlin und auf unseren Umzug und unsere Präsenz in der Bundeshauptstadt gefreut. Doch es kam anders. Mitte Juni erfuhr unser Vorsitzender, dass die Bundes-Diakonie dem ESW die seitherige Unterstützung und den Büroraum nicht mehr weiter gewähren kann.

Damit geht für den ESW-Bundesverband eine fast zwanzigjährige Anbindung an die Diakonie verloren. Wie die ESW-Arbeit weiter bestehen wird, ist ungewiss. Der in Berlin teils neu gewählte Vorstand macht sich in diesen Tagen darüber Gedanken. Ideengeber und Stützer sind gefragt. Jedenfalls sei dem Diakonischen Werk für seine helfenden Fittiche seit 1993 gedankt.

Zwanzig Jahre sind bei den Wandlungen des Alters eine lange Zeit. Wer hätte ausgangs des letzten Jahrhunderts gedacht, dass alte Menschen so hohe Selbstständigkeits-Potentiale entfalten wie sie sich nun zeigen? Und doch sind diese zwei Jahrzehnte in Gottes Heilsgeschehen nur ein Wimpernschlag.

Jedenfalls wird auch dieser ESW-Informationsbrief von 2013 an in anderem, wohl reduzierterem Format, erscheinen. Dank sei allen gezollt, die ihn treu begleiteten: Leserschaft, Mitarbeiterschaft und Herstellung.

In jedem Neustart steckt ein Aufbruch. Wie heilsam er sein wird, muss sich zeigen. Momentan sind nur einmal die Gefühle des Dankes für eine erfüllte, zurück liegende Zeit sicher, meint

Ihr



Inhalt

- 2 Grußwort
- 3 Inhalt
- 4 Andacht

Kurzgeschichte

- 6 Der Ausknipser

Aus Kirche, Politik und Gesellschaft

- 7 Die Nacht ist vorgedrungen
- 13 Der Zweifler und seine Unkenrufe
- 19 Allianz der Religionen
- 21 Die letzten Schöpfungstage
- 23 Mehr Helfer als Stellen
- 23 Leben und leben lassen

Aktuelle Seniorenthemen

- 26 Durchlässiger und einheitlicher
- 28 Senioren surfen im Netz
- 28 Magische Momente
- 31 Erquickung und Ruhe

Aus den Evangelischen Seniorenwerk

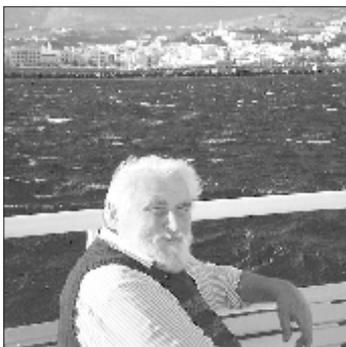
- 33 Neustart entschlossen angehen
- 35 Einschnitte überbrücken
- 37 Ohne Solidarität geht es nicht
- 38 Gemeinsam Berge versetzen
- 39 Die Leichtigkeit der Jungen
- 40 Sich wehren lernen
- 42 Die Sehnsucht hinter der Sucht
- 45 Nicht zur Seite schieben
- 47 An jedem Tag Erntedank
- 48 Falsches Signal

Hinweise und Mitteilungen

- 50 Für Sie gelesen
- 54 Aufnahmeantrag
- 55 Impressum



Andacht von
Pfarrer i. R.
Klaus Dieter Härtel
Bad Münster-Ebernburg



Der Tempel und die Lebensfülle

Gedanken zum Monatsspruch für November

„Wir sind der Tempel des lebendigen Gottes“

2. Korinther 6, 16

Ist eine solche Aussage wie im Monatsspruch für November „Wir sind der Tempel des lebendigen Gottes“ nicht Größenwahn, Überheblichkeit und Anmaßung? Oder steht Glaubensgewissheit dahinter?

Der Apostel Paulus gründete auf seiner zweiten Missionsreise in den Jahren 50/51 nach Christus in Korinth, der Hauptstadt der römischen Provinz Achaja, eine heidenchristliche Gemeinde. Achtzehn Monate lebte er mit diesen „jungen Christen“, danach verließ er die lebendige Gemeinde, zu der vorwiegend einfache, machtlose Leute gehörten. Weil Paulus nicht dauernd in Korinth sein konnte, schrieb er an die „Gemeinde Gottes zu Korinth samt allen Heiligen in ganz Achaja“ Briefe. Im 2. Korintherbrief stellte er sich als „Apostel Jesu Christi durch den Willen Gottes“ vor.

Was er unter „Kirche“ versteht, was „Gemeinde“ ist, teilte er mit. Er schrieb nicht als Besserwisser von oben herab, sondern als Mitarbeiter und erinnerte dankbar die Gemeinde: Ihr seid von Gott gerufen worden, Ihr habt die Gnade Gottes erhalten, Ihr glaubt und vertraut. „Jetzt ist die Zeit der Gnade, jetzt ist der Tag des Heils“ (6, 2b). Das unterstrich und bestätigte er durch diesen steilen Satz unseres Monatsspruchs: „Wir sind der Tempel des lebendigen Gottes“. Für Paulus besteht Gemeinde aus Menschen, die mit Jesus verbunden sind. Diesen Christen gilt der Schalom Gottes, sein Friede, der die ganze Lebensfülle Gottes bringt.

Was Lebensfülle bedeutet, verdeutlicht beispielsweise der 23. Psalm im 5. Vers: „Du Gott bereitest vor mir einen Tisch ... und schenkst mir voll ein“. Das ist Lebenslust: Ein gutes, schmackhaftes Essen und dazu Sinnenfreude, ein glutvoller Rotwein. Jesus war einst mit seinen Jüngern nach Kana zu einer Hochzeit eingeladen worden. Johannes berichtet in seinem Evangelium davon. Beinahe wäre es zu einem Malheur gekommen, denn der Wein reichte nicht! Wir können uns kaum vorstellen, was das im Orient, wo man von Herzen gastfreundlich ist, für eine Blamage bedeutet. Jesus beauftragte die Diener, die leeren Wasserkrüge mit Wasser zu füllen. Davon sollte der Speisemeister eine Probe trinken. Sehr erstaunt stellte er fest: „Jedermann gibt zuerst den guten Wein und, wenn sie betrunken werden, den geringeren; du aber hast den guten Wein bis jetzt zurückbehalten“. So konnte mit Jesu Hilfe, seinem „ersten Zeichen“, das Fest gelingen.

Ein ander Mal sagte Jesus: „Ich bin gekommen, damit die Menschen das Leben und volle Genüge haben sollen“ (Joh. 10, 10 b). Das Leben: Freude, Glück, Gelingen, Harmonie, Lachen, und das alles voller Genüge! Bedenken wir, das Gebot der Nächstenliebe besteht aus zwei Teilen: „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst.“ Der Schluss wird häufig vernachlässigt. Kannst du deinen Nächsten lieben, wenn du dir selber nicht gut bist? Eher gelingt es dem

Nächsten gerecht zu werden, wenn du mit dir im Reinen bist und zu dir Ja sagst. Gottesliebe und Lebenslust gehören zusammen. Jesus lebte beides, als „das Wort Fleisch wurde“, als er einer von uns wurde, einer wie wir, wie du und ich.

An dem Tag, an dem ich diese Zeilen schreibe, sagte mir ein befreundeter Kollege: „Ich werde die Pfarrstelle wechseln, ich halte das hier nicht mehr aus“. Mir war bekannt, dass er von einigen Mitgliedern seines Presbyteriums gemobbt wird. Ein Kirchengremium untersuchte die Vorwürfe und stellte einhellig fest, dass sie nicht berechtigt sind. Darauf hätte gemeinsam aufgebaut und neu begonnen werden können. Doch das gelang denen, die ihn „weghaben“ wollten, nicht, und so kam es zu dem Satz des Kollegen: „Ich halte das hier nicht mehr aus.“

Und das im Tempel des lebendigen Gottes!? Wir sind Menschen mit unterschiedlichen Ansichten und Meinungen. So kommt es auch in der Gemeinde, in der Kirche, zu Konflikten. Bewusst hieß deshalb vor Jahren eine Kirchentagslosung „Mit Konflikten leben“. Das verlangt Konflikte nicht zu tolerieren, sondern sie anzugehen, zu bearbeiten und zu lösen versuchen.

Gott sei Dank kann auch Positives aus den Gemeinden erzählt werden. Ein katholischer Pfarrer feierte sein Silbernes Priesterjubiläum. Auf dem Gottesdienstprogramm teilte er seiner Gemeinde mit: „Ohne Euch bin ich nichts! Mit Euch bin ich das, was ich bin!“ Der Pfarrgemeinderat schenkte ihm eine Urkunde mit folgendem Text:

„Danke für deine Begleitung
Danke für deine Übersetzung des Evangeliums
Danke, dass du unser Bruder bist
Danke für deine Ratschläge,
guten Ideen und deine Zeit
Danke für deinen Humor und Witz
Danke, dass du einer von uns bist“.

Der berühmte Psychoanalytiker Sigmund Freud soll einmal gesagt haben: „Die Absicht, dass der Mensch glücklich sei, ist in der Schöpfung nicht

vorgesehen.“ Offensichtlich kannte er die Lieder von Paul Gerhardt nicht. Beispielsweise: „Geh aus, mein Herz, und suche Freud / in dieser lieben Sommerzeit / an deines Gottes Gaben; / schau an der schönen Gärten Zier / und siehe, wie sie mir und dir / sich ausgeschmücket haben.“

Sommerzeit, Gärten voller Blumen, voller Obstbäume, Amseln fliegen, Raben krähen, ein Eichhörnchen hüpfte durchs grüne Gras und turnt den Kirschbaum hinauf: Das ist Gottes Schöpfung für uns „und siehe, wie sie mir und dir“ sich ausgeschmückt hat. Liebe Leserinnen und Leser, erinnern Sie sich im grau-nebligen November beim Lesen dankbar an die „liebe Sommerzeit“. Und es heißt weiter: „Die Glucke führt ihr Völklein aus, / der Storch baut und bewohnt sein Haus, / das Schwäblein speist die Jungen, / der schnelle Hirsch, / das leichte Reh ist froh und kommt aus seiner Höh / ins tiefe Gras gesprungen ...

Ich selber kann und mag nicht ruhn, / des großen Gottes großes Tun / erweckt mir alle Sinnen; / ich singe mit, wenn alles singt, / und lasse, was dem Höchsten klingt, / aus meinem Herzen rinnen..... Und dann noch: Mach in mir deinem Geiste Raum, / dass ich dir werd ein guter Baum, / und lass mich Wurzel treiben. / Verleihe, dass zu deinem Ruhm / ich deines Gartens schöne Blum / und Pflanze möge bleiben.“

Tempel des lebendigen Gottes: So bei Paulus. Ein guter Baum, der Wurzeln treibt, eine „schöne Blum' und Pflanze“, so bei Paul Gerhardt. Bildhafte Vergleiche ermuntern, machen wach und munter, was Christen, was Gemeinden zu Gottes Ehre sein können:

„Danke, dein Heil kennt keine Schranken,
danke, ich halt mich fest daran.
Danke, ach Herr, ich will dir danken,
dass ich danken kann“ (EG 334, 6).

Der Ausknipser Ein Traum von Bär und Schlange

Eine Erzählung von Kurt Witterstätter

Abends habe ich eine jener sattem bekannten Fernsehdiskussionen über die Gier der Menschen und das Unvermögen der Politiker verfolgt, dem Elend, der Armut und der Klimakatastrophe abzuhelpfen. In der folgenden Nacht habe ich einen Traum.

Ich sitze hoch betagt im Rollstuhl und soll das Licht der Welt ausknipsen, die den Untergang verdient hat. Der Schalter ist aber so weit über mir, dass ich nicht dran komme. Ich müsste mich schon ganz schön nach oben recken. Eigentlich muss ich ja den Schalter betätigen. Denn ich spüre, dass ich nur noch wenig Zeit habe, weil ich bald sterbe. Ich fühle mich als Zuhörer des armen alten Leiermanns aus Schuberts letztem Winterreisen-Lied. Den es fröstelt wie auch mich, den nur noch Trauer umfängt.

„Drüben hinterm Dorfe steht ein Leiermann, und mit starren Fingern dreht er, was er kann, barfuß auf dem Eise wankt er hin und her, und sein kleiner Teller bleibt ihm immer leer.

Keiner mag ihn hören, keiner sieht ihn an, und die Hunde knurren um den alten Mann, und er lässt es gehen alles wie es will, dreht, und seine Leier steht ihm nimmer still.

Wunderlicher Alter, soll ich mit dir geh'n? Willst zu meinen Liedern deine Leier dreh'n“?

Oder ist doch noch Hoffnung in mir: Fliegen doch noch Funken aus meiner Seele empor, frei und unbewacht, wie es im Gedicht Hermann Hesses „Beim Schlafengehen“ im dritten von Richard Strauss' „Vier letzten Liedern“ heißt?

„Hände, lasst von allem Tun,
Stirn, vergiss du alles Denken,

alle meine Sinne nun
wollen sich in Schlummer senken.

Und die Seele unbewacht
will in freien Flügen schweben,
um im Zauberkreis der Nacht
tief und tausendfach zu leben.“

Ich spüre noch warme Regungen in mir. Erlebe, wie eine Gruppe junger Menschen ausgelassen an einem See feiert. Die jungen Leute singen, tanzen, freuen sich ihres Lebens. Wenn die wüssten, dass ich ihnen Licht und Wärme ausknipsen und damit die Welt untergehen lassen soll! Nein, ich werde mir in meinem Rollstuhl keinen Ruck nach oben geben, um an den Schalter zu kommen. Und wenn es nur dieser Gruppe Jugendlicher zuliebe ist.

Nun steigen sie in ihre große Jeep-Limousine. Geben Gas, um über die Brücke am Stausee davon zu fahren. Plötzlich durchbricht der Jeep das Gelände über der Stauermauer. Das Auto mit den jungen Leuten versinkt sofort im Wasser. Hoffentlich tauchen sie auf, denke ich, und schwimmen ans Ufer, wenn sie nicht zu benebelt von ihren Rauschmitteln sind. Doch meine Hoffnung trägt. Minuten vergehen. Nichts rührt sich. Niemand taucht auf.

Jetzt kann ich also ausknipsen. Es ist ja doch niemand mehr da. Da kriecht die Schlange unter meinem Rollstuhl hervor. Ich merke auf und versuche, sie wegzuscheuchen. „Keine Angst: Wenn Du ausgedreht hast, beiße ich Dich kurz, und schon bist Du von meinem Gift tot und musst nicht mehr jämmerlich in Deinem Rollstuhl erfrieren“, sagt sie wie jenes kleine Kriechtier in der Wüste zum Kleinen Prinzen bei Saint-Exupéry. „Nein, lass das. Das halte ich auch noch aus“, wehre ich ihr Ansinnen ab. Ich gebe mir einen Ruck nach oben und lege den Schalter um.

Langsam gehen Lichter und Laternen aus. Ich spüre immer stärkere Kühle an meinem Körper. Komme zu Petrus an die Himmelspforte. Der

sagt: „Eigentlich solltest Du gar nicht zu uns in den Himmel eingelassen werden. Denn Du hast das Leben auf der Erde ausgelöscht. Aber so gleichgültig und oberflächlich, wie die Menschen dort sind, ist es auch nicht so schade um sie. Also darfst Du doch bei uns im Himmel bleiben“.

„Dann darf ich es aber auch“, fordert die Schlange, die mich mit ihrem Biss vor dem Erfrieren hatte bewahren wollen. Da sagt Petrus zu ihr: „Nein, Du kommst mir da nicht rein. Du hast mit Deiner List und Falschheit zuviel Unheil in der Welt angerichtet. Fort mit dir auf ewig in die Hölle! Dort wirst du so gegart, dass du nirgendwo mehr Unheil anrichten kannst. Außerdem wolltest du den Ausknipser ja heimlich beißen, damit ihn dein Gift tötet, bevor er das Licht ausdrehen kann.“

„Haha!“, sagt die Schlange, „das ist mir nun auch gleichgültig, wenn ich in die Hölle komme. Denn auf der Erde lebt ja doch niemand mehr.“



Symbol für Positives: Bären als Kuscheltiere für Kinder
Foto: Kurt Witterstätter

„Täusche Dich nicht“, entgegnet Petrus und sagt, halb zu mir, halb zur Schlange gerichtet, wobei ich den Eindruck habe, dass ich der wichtigere Adressat seiner Botschaft bin: „Ich habe einen gut genährten Bären auf der erkalteten Welt im Schlaf am Leben gelassen. Der übersteht mit dem vielen Fett unter seinem Pelz die Eiszeit. Wenn die vorüber ist, sucht sich der Petz eine Bäarin, die genauso gut durchgekommen ist. Die beiden werden junge Bärchen haben. Die können aufrecht gehen und verlieren nach und nach ihr Fell und werden die neuen Menschen. Bessere Menschen, die von der Bosheit unserer Schlange hier am Himmelseingang nichts abbekommen haben und keine Sünde erben werden.“

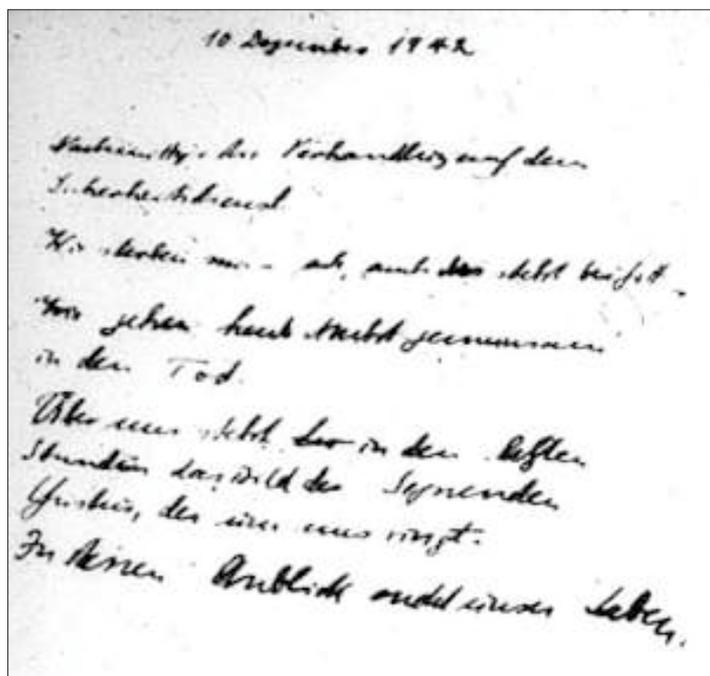
Ich erwache und habe den Glauben an eine bessere Welt wieder zurück gewonnen.

Die Nacht ist vorgedrungen Zum 70. Todestag von Jochen Klepper

von Hans Steinacker, Witten

Der sensible Schriftsteller und Liederdichter Jochen Klepper hielt die Spannung zwischen seinem künstlerisch-religiösen Idealismus, der Opposition nur eines Teils seiner Kirche und dem nationalsozialistischen Staatsterror nicht aus und wählte im Jahre 1942 am 10. Dezember vor 70 Jahren 39jährig mit jüdischer Frau und Stieftochter den Freitod. Hans Steinacker zeichnet die Höhen und Tiefen des national gesonnen, religiös inspirierten Dichters im folgenden Beitrag nach.

„Unter dem Schatten deiner Flügel“ lautet der Titel der Tagebücher aus den entscheidenden letzten Lebensjahren zwischen 1932 und 1942 von Jochen Klepper. Sie enden am Donnerstag, 10. Dezember 1942, als er mit seiner Frau und deren Tochter Renate den Freitod wählte.



Original-Tagebuchtext
Quelle: Ökumenisches Heiligenlexikon
www.heiligenlexikon.de

Nachmittags die Verhandlungen auf dem Sicherheitsdienst:

Wir sterben nun – ach, auch das steht bei Gott – wir gehen heute Nacht gemeinsam in den Tod. Über uns steht in den letzten Stunden das Bild des Segnenden Christus, der um uns ringt. In dessen Anblick endet unser Leben.

(Letzter Tagebucheintrag Kleppers vom 10.12.1942)

Seinen fast täglichen Eintragungen stellte Klepper zunächst vereinzelt, dann aber seit 1934 regelmäßig ein Bibelwort voran, das er zumeist dem Herrnhuter Losungsbuch entnahm. Die Reflektionen des talentierten Chronisten sind ein Psychogramm. Sie gewähren Einblicke in das seelische Labyrinth eines sensiblen Dichters in der Spannung von Literatur und Anpassung. Zugleich spiegeln sie irritierende Widersprüchlichkeiten, Flucht in die bürgerliche Idylle und Enttäuschungen über seine „trostlose“ evangelische Kirche. Klepper gibt in seinem gültigsten „Werk“ selbst preis, „in qualvoller Dreiteilung: Bürger zu sein, Künstler zu sein, Christ zu sein, nein, Vierteilung: denn das ganz Einfache, Qualvollste kommt dazu: Kreatur zu sein.“

Schlesischer Pfarrerssohn

Diese dokumentierten letzten zehn Jahre sind der Schlüssel zum Verständnis des Schriftstellers, der am 22. März 1903 in dem heute polnischen Beuthen an der Oder (Bytom Odrzanski) als drittes Kind eines schlesischen Pfarrers nach den Schwestern Margot und Hildegard geboren wurde; es folgten die Brüder Erhard und Wilhelm. Wie gegenseitige Pole wirkt das Elternpaar: Die modische, künstlerisch begabte Mutter mit ihrer katholischer Herkunft und klösterlichen Erziehung war alles andere als der Typ der traditionellen deutschen Pfarrfrau. Jochen beschreibt die elegante Dame, der er den Geschmack für Kleider, Möbel, Bilder, Porzellan, Blumen und die Liebe zum Theater verdankt: „Frau Oberpfarrer, 50 Jahre, mittelgroß, nicht schlank, aber sehr gute Figur, ungewöhnlich edles Profil, zarte Pastellfarben, sehr dezent geschminkt, schwarzes Haar, große blaue Augen, Übergangspelz amerikanisch Fischotter, kleiner Hut mit großer Blume“.

Der durch den niederschlesischen Landadel, die deutsch-nationale Grenzland-Mentalität und den ererbten Wohlstand geprägte Vater liebt gutes Essen, die Jagd und Marschmusik. Verwurzelt in der lutherischen Frömmigkeit Herrnhuter Prägung ist ihm die sorgfältige Vorbereitung der Sonntagspredigt genau so wichtig wie spontane Hilfeleistung für die Armen. Jochen verdankt seinem Vater den Wunsch, ebenfalls Pfarrer zu werden. Er widmet sich dem Theologiestudium in Erlangen und Breslau. Erste literarische Erfolge Jochens führen 1927 zu dem Entschluss, die im Entstehen begriffene Lizentiatenarbeit über ein Thema der Geschichte des Pietismus aufzugeben. Er beginnt eine Tätigkeit als Redakteur beim Evangelischen Presseverband. Durch diese Neuorientierung sowie die spätere Heirat mit einer 12 Jahre älteren, jüdischen Witwe bleibt sein Verhältnis zu dem Vater zeitlebens gespannt.

Glaube kein Glücksbrief

Der April 1929 bringt dem 26jährigen die Bekanntschaft und Liebe zu der 39jährigen wohlha-

benden Notarwitwe Hanni Gerstel-Stein. Sie lebt mit ihren beiden Töchtern Brigitte und Renate im großbürgerlichen Breslauer Residenzviertel. Die finanziell abgesicherte Frau entstammt einer führenden Modedynastie und strahlt charmante Weltläufigkeit aus. Hanni bleibt nicht ohne Einfluss auf den jungen Schriftsteller. Zunehmend werden seine Themen von Theater, Varieté und Mode bestimmt. Das gilt auch für die 1927 begonnene Arbeit an dem Roman „Die Directrice“, den er ohne Erfolg den großen Verlagen anbietet.

Die aufwändige Pflege des erkrankten Vaters und die Inflation bringen die Familie in eine schwierige Lage. Die von der Familie als unschicklich angesehene Verbindung hindert diese aber nicht, von der jüdischen Schwiegertochter finanzielle Hilfe durch die Beleihung ihrer Lebensversicherung anzunehmen. Bald nach der standesamtlichen Eheschließung 1931 zieht Klepper für ein halbes Jahr allein nach Berlin, um eine neue Existenz aufzubauen. Er findet für seine Familie ein Haus in dem dörflichen Südende. Am 29. März 1932 beziehen sie gemeinsam die neue Wohnung.

Davidstern und Hakenkreuz

Die Idylle wurde im November 1932 durch eine mäßig dotierte, aber immerhin feste Anstellung Kleppers beim Berliner Rundfunk „gekrönt“. Der ihm gewogene Schriftsteller und Filmregisseur Harald Braun hatte sie bewirkt. Der von Klepper zu entrichtende Preis für diese karge Existenzmöglichkeit ist sein Austritt aus der SPD. (Über)lebenswichtig ist ihm dagegen die Aufnahme in die staatliche Reichsschrifttumskammer im Februar 1934, ohne die es keine publizistische Arbeitsmöglichkeit gab. Der eher apolitische Klepper hielt soziale Themen für „abgewirtschaftet“. Der alles emanzipatorische Denken verneinende Dichter sucht beruflich die Nähe zu den Vertretern einer traditionell national-deutschen Gesinnung. Sie bieten ihm mit ihrem bürgerlichen Ordnungsdenken und Lebensstil den gewünschten Lebensrahmen. Klepper wendet sich mit seinem ersten, im schlesischen Oderbruch

spielenden Roman „Der Kahn der fröhlichen Leute“ von 1933 einem Heimatthema zu, den der Verlag bei Gewährung eines Vorschusses und einer Monatspauschale von 300 Mark honoriert. Verfilmungsrechte werden erörtert. Der Erfolg ist ein Hoffnungszeichen.

Aber am 10. Juni 1933 bewirkt eine Denunziation beim Intendanten wegen seiner damaligen SPD-Mitgliedschaft und die Ehe mit einer Jüdin die sofortige Beendigung seiner Tätigkeit im Funk. Durch Vermittlung von Harald Braun kann er schon nach fünf Wochen bei einem bescheidenen Monatsgehalt wegen des sogenannten „Arierparagraphen“ beim Ullsteinverlag eine kümmerliche Beschäftigung finden. Trotz des Bekanntheitsgrades seines Bekenntnisromans „Der Vater“ wird er im September 1935 aus seiner Beschäftigung entlassen.

Innerlich zermürbt

Der depressive Klepper reflektierte schon in seinem Tagebucheintrag vom 23. Juni 1933 seine ihm aussichtslos erscheinende Situation: „Die Kunst hält mich nicht am Leben. Meine Einstellung zum Selbstmord hat sich sehr rasch geändert. Alles ist dem Menschen erlaubt, alles Gute, alles Schlechte, weil die Rechnung zwischen Gott und dem Gläubigen beglichen ist. Wie konnte ich den Selbstmord ausnehmen? Mit welchem Recht zog ich eine Grenze? Mit welchem Recht sagte ich von dieser Schuld, sie könne nicht vergeben werden? ... Aber ich glaube, dass der Selbstmord unter die Vergebung fällt wie alle andere Sünde.“

Der innerlich zermürbte, in seiner Schaffenskraft gelähmte Schriftsteller findet täglich seinen Halt im Glauben an den dreieinigen Gott, aber auch an „Eltern, Kindern, Mann und Frau. Vom Idyll, vom Kampf, vom Abgrund, der jedes Leben umschließt. Von Heimat“. In einer Zeit, in der es um nacktes Überleben ging, pflegt Klepper die Idylle einer „deutschen“ Bilderbuchfamilie in der so genannten gutbürgerlichen Gesellschaft.

Kleppers Tagebuch ist nicht frei vom preußischem Pathos und nationaler Nostalgie. Seine Sympathie zur Monarchie lässt er in den „Vater“-Roman einfließen: „Könige, Majestät, Könige im Glauben, sind wandelnde Gleichnisse unter den Menschen, sind Hüter der heiligen Ordnung Gottes für die er sich in seinem Sohne hingab; Haushalter seiner Geheimnisse sind die Könige der Erde – auch dort wo sie morden“. Bezeichnend auch ein Tagebuchvermerk: „In der Mariendorfer Kirche wurde heute der Organist durch einen jungen Soldaten vertreten. Das war ein wahrhaft preußischer Anblick: der junge Soldat im Gottesdienst an der Orgel (20. Juni 1937)“.

Im großbürgerlichen Kokon

Während viele wohlhabende jüdische Bürger den Weg ins vermeintlich sichere Ausland suchen, ziehen Kleppers Ende September 1935 in ihr neues Haus in der Karlstrasse 6. Auch wenn die enge Finanzierung unter anderem durch den Verkauf der Lebensversicherungen ermöglicht wird, freut sich der Bauherr über das Ergebnis seiner Entscheidung. Das Treppenhaus ist elfenbeinfarbig gestrichen. Italienische barocke Kupferstiche, die Hanni aus Meran mitgebracht hatte, hängen im Aufgang. Beuthener Empire-Möbel zieren die Ober- und Unterdiele. Es ist der Rückzug in die Geborgenheit eines eigenen stillvollen Hauses als Ort innerer Sammlung und kreativen Schaffens.

Die Expansion der Rüstungsindustrie erfordert große Umbaupläne für Berlin. Landvermesser umkreisen die Karlstraße. Darf man Gott um die Erhaltung des Hauses bitten oder schenkt er ein neues? Da die Reichsbahn die Südender Immobilie enteignen lässt, sucht und findet Hanni im noblen Nikolassee das passende, erschwingliche Baugrundstück. Es liegt nahe der Rehwiese und dem stillen See mit der Kirche auf der Höhe. Das angesichts der politischen Situation wahnwitzig erscheinende Bauvorhaben wird aus Hannis schwindenden, besonders durch Sonderabgaben für Juden belasteten Vermögen finanziert. Das neue Haus in der Teutonenstraße 12 wird

am 22. Mai 1939 bezogen. Für den neuen großbürgerlichen Kokon werden unter anderem ein Renaissanceschrank für 210 Mark und ein Barocktisch, der als Schreibtisch geplant ist, für 180 Mark erworben. Das gastfreundliche Haus gilt „als eines der schönsten, stimmungsvollsten Dichterhäuser ganz Deutschlands“.

Klepper zeigt sich 1940, dem ersten Kriegsjahr, über die Beisetzung des Prinzen Wilhelm in Potsdam ergriffen. In einem längeren Tagebucheintrag widmet er sich dem Ereignis und schreibt „...dieser Tag zählt zu den großen Eindrücken meines Lebens, reich an Symbolen...Nun sind die neuen, gewaltigen deutschen Siege doch wieder mit dem Haus Hohenzollern verbunden.“

Abstand zur Bekennenden Kirche

Verständlich ist Kleppers Abstand, ja Abneigung gegenüber den kirchenpolitischen Vertretern der „Bekennenden Kirche“ wie Niemöller, Bonhoeffer oder Gollwitzer. Deren „Aktivismus“ missfällt dem Konservativen, dem bei allem Unbehagen über den widergöttlichen Staat allein Luthers Zwei-Reiche-Lehre Richtschnur für die politische Existenz des Christen ist. In einem Adventgottesdienst 1935 findet er zwar Trost durch Lied und Bibelwort, bemäkelt aber die Predigt: „Es bestätigt sich immer mehr, dass viele Pastoren der ‚Bekennenden Kirche‘, zu der wir in dieser bitteren Spaltung halten müssen, Märtyrertheater von übelster Abgeschmacktheit vollführen.“

Klepper hat die Hoffnung auf menschliche Lösungen aufgegeben. Er setzt ganz auf die Priorität des Glaubens. Trotz seiner nationalkonservativen Grundhaltung zieht er klar Israel in Gottes Walten mit ein. Schon am 27. März 1933 notiert er: „Denn mir ist, als gäbe die Heilsgeschichte der Juden der Weltgeschichte ihren Sinn“.

Symbiose von Luthertum und Preußentum

In der Zeit beginnender innerer Vereinsamung findet Klepper Kraft und Konzentration, sein großes Hauptwerk von 800 Seiten zu schaffen.

Sein Tagebucheintrag vom 13. September 1933 klingt wie ein Befreiungsschrei und lässt das Ringen um diesen Buchplan ahnen: „Nun ist das neue Buch da (...) Und dann, mitten beim Abendbrot, durchfährt es einen auf einmal am ganzen Körper: Das ist das neue Buch! Der Vater. Die Geschichte Friedrich Wilhelm I.“

In dieser Geschichtsdichtung schmiedet Klepper ein Werk vollkommener Einheit aus Luthertum und Preußentum. Gleichsam ist sie eine christliche Schau über einen königlichen Vater, der durch die Prunksucht seines schwachen Vorgängers Friedrich I. das bettelarm gewordene Preußen neu aufblühen lässt. Friedrich Wilhelm I. ist somit der mit unbezähmbarer Energie ausgestattete Prototyp des in seiner politischen Verantwortung vor Gott handelnden Königs. Er spiegelt das lutherische Ethos, allerdings auch mit seinem problematischen Obrigkeitsdenken.

Im Februar 1937 erscheint endlich „Der Vater“, und die erste private Bestellung geht beim Verlag von der Gemahlin des Kaisers im Doorner Exil ein. Im folgenden Monat erfolgt der seine berufliche Existenz vernichtende Ausschluss aus der Schrifttumskammer. Die Zeitschrift „Buchhändler im neuen Reich“ vom Mai 1937 klärt den Fachhandel empört auf. Sie findet es „pikant“, dass es Klepper für „richtig hielt, kurz vor dem (völkischen) Umbruch eine Jüdin mit einem gleich dreiköpfigem Anhang zu heiraten, um dann unter dem Schutz der jüdischen Behütung und Beeinflussung es zu wagen, ein Buch über den Vater Friedrichs des Großen zu schreiben.“

Wegen des großen Erfolgs ist die erste Auflage zwei Monate nach dem Erscheinen vergriffen, so dass schon die zweite Auflage (mit 6.000 bis 8.000 Exemplaren) gedruckt wird. Das Reichskriegsministerium empfiehlt die Lektüre für Heer, Marine und Luftwaffe, und Innenminister Frick veranlasst telefonisch etliche Bestellungen. Noch 1941 erfährt Klepper durch den Verlag, dass sogar Hitler immer wieder das Buch verschenke und das Papier für eine Neuauflage (86.000 bis 105.000) bewilligt sei.

„Kyrie“-Lieder

Kleppers Verwurzelung in der Bibel und sein ungebrochenes Selbstverständnis als christlicher Autor geben ihm die Kraft, eine Anzahl von sprachmächtigen, innigen Liedern zu schreiben. Er stellt sich damit in die große Tradition von Martin Luther und Paul Gerhardt. Der Dichter ist gewiss, dass „allein das Buch, das die Zuflucht der Kirche erschließt“, von Bestand sein kann. In der häuslichen Abgeschlossenheit von Advent 1937 entstehen die Weihnachtslieder „Sieh nicht an, was du selbst bist“, „Die Nacht ist vorge drungen“ und kurz vor dem Fest das „Weihnachtskyrie“. Durch Abschriften werden sie als Festtagsgrüße an Freunde weitergegeben. Klepper bilanziert zum Jahreswechsel: „Gott hat im alten Jahr sein neues Lied gegeben. Das muss nun geglaubt sein.“

Das freundschaftliche Umfeld mit den Dichtern Rudolf Alexander Schröder, Reinhold Schneider und Kurt Ihlenfeld, der den Eckart-Verlag durch die schweren Zeiten steuert, ermutigt den geächteten Dichter, seine dem Glauben dienende Sprachmacht für weitere Lieder zu nutzen. Durch eine Ausnahmegenehmigung gelingt 1938 die Herausgabe unter dem Titel „Kyrie“, dem zahlreiche Nachauflagen folgen. Bis in die Gegenwart werden die vertonten Gedichte gesungen, denn allein zwölf davon haben im Stammteil des Evangelischen Kirchengesangbuchs Eingang gefunden.

Am vierten Adventssonntag 1938 lässt sich die Jüdin Johanna Klepper in Berlin-Mariendorf endlich von dem mit der Familie verbundene Gemeindepfarrer taufen. Anschließend wurde das Ehepaar kirchlich getraut. Das war ein langer Weg, denn schon am 13. Mai 1933 hatte Klepper vermerkt: „Der Geistliche, bei dem Hanni sich zur Taufe angemeldet hat, ein politisch sinnlos gewordenes Beginnen, hat sich erst heute nach vielen Wochen zum ersten Male gemeldet. Mit religiösen Plattheiten.“

Willig in die Wehrmacht

Klepper ist erleichtert, am 3. Dezember 1940 doch zur Wehrmacht einberufen zu werden, denn er befürchtete eine mangelnde Eignung. „Denn dies bedeutet nun etwas für das ganze Leben. Dies muss der Mann erfahren haben. Und nicht den Krieg als Zivilist verbringen.“ Willig folgt er dem Befehl, denn er sieht, bei aller Verachtung, im Unrechtsstaat der Nazis die von Gott eingesetzte Obrigkeit, gegen die aufzugehen ihm sein Glaube verbietet. Stationen sind Fürstenwalde, Ostpreußen, Polen, die Tschechoslowakei, Österreich, der Balkan. Als Hitler Russland überfällt, folgt Kleppers Einheit den vorrückenden Truppen. Fügsam, ohne Skrupel und unbefangen eingesponnen in seine unpolitische Innerlichkeit fügt Klepper sich in die Kriegsmaschinerie ein. Ja, er preist in einem Tagebucheintrag aus dem gleichen Jahr „die Wehrmacht nach der grandiosen Leistung des Polenkrieges“, in der er nicht das willenlose Instrument der Staatsmacht erkennt.

Bis zur äußersten Angleichung unterwirft er sich einem mythisch-dumpf überfrachteten Soldatentum, das den Willen erkennen lässt, sich nicht aus der „gottgewollten Gemeinschaft des Volkes“ zu lösen. In einem Brief vom 25. Juli 1941 schreibt er Hanni: „Wir sind immer stolzer auf unser Heer, das für alle Kriegs- und Friedensaufgaben alle Fähigkeiten besitzt und dem Feind als der humanste Sieger begebenet.“

Bei allem sind die Gedanken auf seine Lieben daheim gerichtet. Bei einer Fahrt durch Kirowograd sieht er zum ersten Mal Juden mit der stigmatisierenden Davidstern-Armbinde. Während er über die bedrückende Situation in der Teutonengasse grübelt, keimt die Hoffnung, als Kriegsberichterstatter bei einer „Propaganda-Kompanie“ seinem Vaterland dienen zu können. Aber schon im April 1940 hatte Hitler angeordnet, „jüdische Mischlinge“ oder „Arier“, die mit Mischlingen oder gar Jüdinnen verheiratet sind, aus der Wehrmacht zu entlassen. Für den 27. September 1941 wird dem „Wehruntüchtigen“ der Aufbruch

nach Hause befohlen und er damit in die letzte Phase seines irdischen Weges entlassen.

An Grenzen gekommen

Es bleibt noch eine kurze Zeit, um verzweifelt das Schicksal seiner beiden Lieben zu begleiten. Er glaubt nicht mehr an eine menschliche Lösung. Der morgendliche Ritt, Gartenarbeit und Beantwortung der Post bestimmen den Tagesablauf. Er notiert, dass er zum zehnten Hochzeitstag im Antiquitätenviertel den lang gesuchten Barocksessel für 250 Mark, einen preiswerten Empire-Spiegel und polnische Renaissance-Kirchenleuchter erstanden habe. Bei allem aber: Der Mehltau der Niedergeschlagenheit legt sich auf Kleppers Alltag. Er durchleidet die Erkenntnis, dass seine literarische Schaffenskraft an seine Grenzen stößt.

Die Diskriminierung

Am 27. Oktober 1942 teilt der persönliche Referent des Reichsinnenministers Frick mit, Klepper könne wegen des Verbleibs seiner Stieftochter Renate unbesorgt sein. Es ist ein „Schutzbrief“, der eine kleine Überlebenspause gewährt. Die tägliche Repression greift aber in seine bürgerliche Scheinwelt. Juden müssen den Judenstern auf der linken Seite tragen; als Verhöhnung ist jüdischen Frauen als zweiter Vorname „Sara“ und Männern „Israel“ in ihrem Pass verordnet; Juden ist der Besuch von Freibad, Theater, Konzert und Museum verwehrt; für die inzwischen allgemein eingeführten Lebensmittelkarten mit dem Aufdruck J (Jude) sind unter anderem Fleisch, Brötchen und Weißmehl nicht zu kaufen.

Die kluge, lebhaftes Abiturientin Renate, der eine ihren Fähigkeiten entsprechende Ausbildung versagt wird, ist zuletzt bei unangemessenem Lohn als Fabrikarbeiterin bei den Siemens-Werken verpflichtet. Als die inzwischen Getaufte 1941 die Weihnachtsmette besucht, setzt sie sich auf einen abseitigen Platz, weil sie „mit ihrem gelben Stern hinter einer Säule verborgen sein wollte.“ Ihre Schwester Brigitte hatte bereits

1939 die Ausreise nach England geschafft und dort ein neues Leben aufbauen können.

Trotz fleißig genutzter Verbindungen ins Ausland, sogar der Schweizer Carl Jakob Burckhardt wurde bemüht, werden die Landesgrenzen für die 20jährige unüberwindbar. So richtet sich die letzte menschliche Hoffnung auf seinen langjährigen Freund, Pfarrer Dr. Kurt Meschke, der nach Schweden emigrierte. Seine Frau Eva-Juliane Meschke gibt am 10. Dezember 1942 grünes Licht für die Aufnahme und schreibt: „als unser allerherzlichster Weihnachtsgruss für euch ein fünffaches warmes Herzlich Willkommen an Renate aus hoffendem Herzen!“ Am gleichen Nachmittag findet im Sicherheitsamt die zweite Verhandlung mit Adolf Eichmann statt, der den Ausreiseantrag ablehnt. Die Konsequenz für die Drei ist der gewählte Selbstmord.

Die letzten Stunden

Hilde Klepper, die Schwester, die am Abend des 10. Dezember 1942 in der Wohnung war, schildert die letzten Stunden des Dichters: „Ich kann mich noch entsinnen, wie ich weinend durch die Straßen lief und die Leute mich ansahen. Als ich ankam, hatte man die drei Leichen in Jochens Arbeitszimmer gelegt. Die Hausgehilfin, Frau Dr. Panick und zwei oder drei Männer in Uniform sagten zu mir: ‚Den beiden Frauen haben wir noch die Hände falten können. Bei Ihrem Bruder ging das nicht mehr, die Arme waren schon zu steif‘. Kleppers hatten der Hausgehilfin gesagt, sie möchten nicht gestört werden, sie wollen ausschlafen, sie solle inzwischen einen Blumentopf als Gratulationsgeschenk bei Bekannten abgeben. Als sie zurückkam, bemerkte sie an der Küchentür einen Zettel mit Hannis Schrift: ‚Vorsicht Gas‘. Sie öffnete die Küchentür, stellte die Gashähne ab, riss die Fenster auf. Die Toten lagen auf einer Daunendecke in der Küche auf dem Boden. Beide Frauen hielten sich umarmt, ihre Augen waren geschlossen. Jochens Augen waren offen geblieben und drückten ein großes Erstauen aus“.

Selbstmord unter dem Kreuz

Reinhold Schneider deutet den freiwilligen Tod des Freundes: „Es war ein Selbstmord unter dem Kreuz, dem Zeichen der Liebe. Das Problem stellt sich in einer Gestalt, auf die es keine Antwort gibt.“

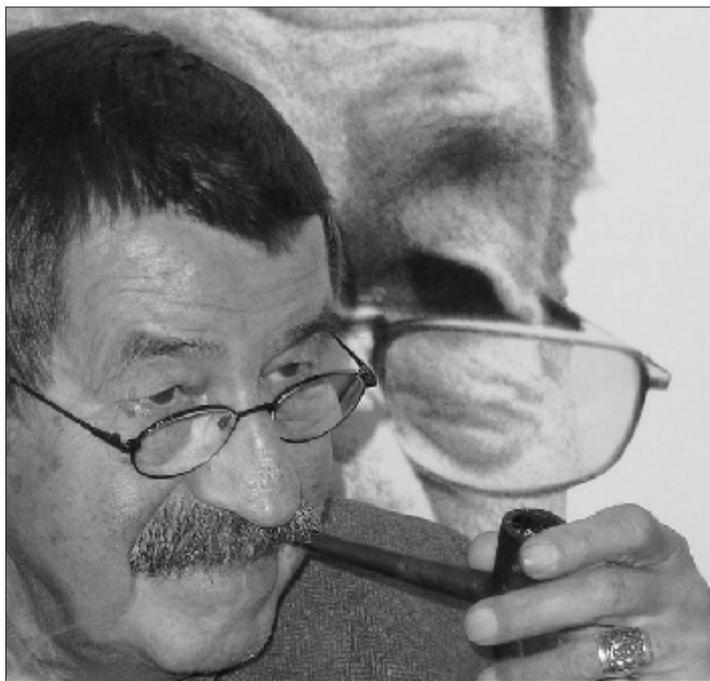
Jochen Klepper suchte das „Ewige Haus“ (so wollte er seinen unvollendeten Roman über Luthers Frau Katharina von Bora nennen). Er fand es nicht in dieser Zeit. Aber wir dürfen von ihm die adventliche Sehnsucht lernen nach dem, der es uns bereitet:

Ohne Gott bin ich ein Fisch am Strand,
ohne Gott ein Tropfen in der Glut.
Ohne Gott bin ich ein Gras im Sand
Und ein Vogel, dessen Schwinge ruht.
Wenn mich Gott bei meinem Namen ruft,
bin ich Wasser, Feuer, Erde, Luft.
(24. Mai 1933).

Der Zweifler und seine Unkenrufe

Günter Grass wird 85 Jahre alt
von Dr. Martin Hussong, Speyer

Kein lebender deutscher Dichter ist so bekannt wie Günter Grass. Der Literatur-Nobelpreisträger ist im Laufe seines Schriftstellerlebens mit Ehrungen überhäuft worden. Zugleich ist er auch der meist kritisierte Autor, geschmäht von der Literaturkritik, den Medien, der Kirche, der Politik und jetzt auch von ehemaligen Freunden, ja auch von dem Staat, dem er sich in besonderer Weise verbunden glaubte, von Israel; es hat ihm künftig die Einreise untersagt. Danzig wollte ihm die Ehrenbürgerschaft aberkennen, andere forderten, ihm den Nobelpreis zu entziehen. Alles wegen seines Gedichts „Was gesagt werden muss“ vom April.



Günter Grass Foto: Wikipedia

Es ist unmöglich, anlässlich seines 85. Geburtstags am 16. Oktober etwas über Grass zu schreiben, ohne auf dieses „mit letzter Tinte“ geschriebene Gedicht des ‚gealterten‘ Autors einzugehen. Vorweg zitiere ich zwei Passagen daraus: „Es ist das behauptete Recht auf den Erstschatz, der das von einem Maulhelden unterjochte und zum organisierten Jubel gelenkte irdische Volk auslöschen könnte, weil in dessen Machtbereich der Bau einer Atombombe vermutet wird....Warum sage ich jetzt erst, gealtert und mit letzter Tinte: Die Atommacht Israel gefährdet den ohnehin brüchigen Weltfrieden?“

Hintergrund dieser Aussagen sind die politischen Ereignisse im Nahen Osten. In der Tat gibt es viele Anlässe zur Besorgnis: Die Atompolitik des Iran, wiederholte Drohungen Ahmadinedschads gegen Israel, Gerüchte über einen von Israel geplanten Präventivschlag gegen iranische Atomanlagen und Netanjahus Ablehnung nach seinem Gespräch mit Obama im März 2012, weiter auf diplomatische Lösungsversuche zu vertrauen. Bevor ich mich selbst, ein politisch nicht gerade umfassend Wissender, der Kritik an Günter Grass zu stellen versuche, will ich mich bemühen, mich der Person des Autors, seiner Denk- und Redeweise zu nähern.

„Über Dich selbst“

Ich beginne mit dem Buch, nach dem ich immer wieder gegriffen habe, dem 1972 erschienenen „Tagebuch einer Schnecke“. Den autobiographischen Ich-Erzähler, 1969 unterwegs im Wahlkampf für Willy Brandt, quetschen seine Kinder aus, wenn er an Wochenenden nach Hause kommt. Er solle auch etwas über sich selbst sagen: „Über dich sollste. Nur über dich. Wie du bist und geworden bist.“

Und der Erzähler antwortet: „Also gut: über mich. Ich gebe kein Bild ab. Vor allen anderen Blumen gefällt mir die hellgraue, das ganze Jahr über blühende Skepsis. ... Außer Geschichten und Geschichten gegen Geschichten erzählen, kann ich Pausen zwischen halbe Sätze schieben, die Gangart verschieden gearteter Schnecken beschreiben, nicht Radfahren, nicht Klavierspielen, aber Steine (auch Granit) behauen, feuchten Ton formen, mich in einen Wust (Entwicklungspolitik, Sozialpolitik) einarbeiten - und ganz gut kochen ... lachen konnte ich früher besser. Manches verschweige ich: meine Löcher...“

„Wo beginnt die Enthäutung einer Person? Wo sitzt der Zapfen, der die Bekenntnisse unter Verschluss hält? Ich bekenne, schmerzempfindlich zu sein. (Schon aus diesem Grund bemühe ich mich, politische Verhältnisse zu verhindern, die mich mir unerträglichen Schmerzen ausliefern könnten: Nacktschnecken verkürzen sich, sobald sie berührt werden)...“

Vereinnahmung fürchten

Die Kinder wollen, der Vater solle sich auch selbst ‚outen‘, „was du magst, was du nicht magst“: „Also nochmal: ...Ich habe Meinungen, die sich ändern lassen. Ich mag keine Leute, die zum Nutzen der Menschheit die Banane gradebiegen wollen. Ich fürchte alle, die mich bekehren möchten“ (S. 87).

Parallel zu dem Wahlreden-Marathon entwirft der Autor-Erzähler den ‚Roman‘ des Danziger Biologen, Lehrers und Schneckenforschers Dr. Hermann Ott, „Zweifel“ genannt. Mit ihm ist die Geschichte der Vertreibung und Ermordung der Danziger Juden verknüpft. Als der Krieg beginnt,

muss Zweifel im Frühjahr 1940, obwohl selbst nicht Jude, vor der Gestapo fliehen. Bei dem Fahrradhändler Anton Stomma verbringt er die Kriegszeit in einem Keller.

Selbst noch, im Kellerversteck ist er mit Schnecken beschäftigt. Ihre Zwitterhaftigkeit und Langsamkeit wird ihm zum Modell und Symbol aller Formen seines Denkens. An ihr misst und mit ihr deutet der Erzähler seine aktuellen Wahlkampf-Erfahrungen.

Die Kinder fragen: „Und was meinst du mit Schnecke?“ „Die Schnecke, das ist der Fortschritt“. „Und was ist Fortschritt?“ „Bisschen schneller sein als die Schnecke...“ Der Vater ergänzt: „und nie ankommen, Kinder“ (S. 8-9). Der Erzähler-Autor setzt die Schnecke und ihr anti-utopisches, ideologiekritisches Wesen gegen jeden Absolutheits- und Wahrheitsanspruch. „Wenig, glaubt mir, ist bedrückender, als schnurstracks das Ziel zu erreichen“ (S. 13). War sein Thema ursprünglich „20 Jahre Bundesrepublik“, schreibt er für seinen Wahlkampf jetzt seine „Rede von den begrenzten Möglichkeiten“ (S. 155).

Schattenseiten der Utopie

Den Wahlkämpfer wie den Schneckenforscher befallen mehr und mehr Zweifel und mit ihm Melancholie. Als er den Auftrag erhält, zum Dürerjahr 1971 in Nürnberg einen Vortrag zu halten, wählt er Dürers Kupferstich „Melancholia“ zum Thema. Den Dürer-Vortrag endet Grass mit dem Satz: „Nur wer den Stillstand im Fortschritt kennt und achtet, wer schon einmal, wer mehrmals aufgegeben hat, wer auf dem leeren Schneckenhaus gesessen und die Schattenseiten der Utopie bewohnt hat, kann Fortschritt ermessen“ (S. 341). Der Einsatz von Günter Grass im Wahlkampf für die SPD stieß vielfach, auch bei Kollegen, auf Kritik. In seinem Buch „Die Jahre die Ihr kennt“ aus dem Jahr 1972 nannte Peter Rühmkorf Grass die „zur Institution aufgeblasene Privatperson“. Mit schöner Regelmäßigkeit wurden in der Folgezeit die Romane von Grass von der Kritik, vor allem von Marcel Reich-Ranicki ‚zur Schnecke gemacht‘. Die Reaktion auf die Veröffentlichung des großen

Fontane-Romans „Ein weites Feld“ von Günter Grass, den ich selbst von allen seinen Romanen am meisten schätze, war erschreckend: Am 21. August 1995 erschien von Ranicki im Magazin „Der Spiegel“ ein totaler Verriss. Er hält den Roman für „ganz und gar missraten“. Die Hauptperson des Romans, Fonty, sei in seinen politischen Urteilen „ein hoffnungsloser Wirrkopf ...“, der von der historischen Entwicklung in den letzten zehn Jahren nichts kapiert hat. ... Wer in den Mittelpunkt eines Romans einen dummen Menschen stellt, muss damit rechnen, dass dessen Dummheit sich ausbreitet und das Ganze infiziert.“

Fontanes Wiederkehr

Ich selbst sehe in „Ein weites Feld“ die konsequente Fortsetzung der Gedanken, die das „Tagebuch einer Schnecke“ bestimmt haben. Angesichts der Wiedervereinigung geht es um einen Zweifler und Melancholiker, um Theo Wuttke. Er ist gleichsam ein Wiedergänger Fontanes, wird auch „Fonty“ genannt. Anlässlich der Hochzeit seiner Tochter Martha hält der Priester, der die Trauung vollzogen hat, eine Tischrede. Martha sei zu ihm gekommen, habe ihn um einen Weg der Hoffnung aus ihrem Zweifel gebeten. Sie war überzeugte Kommunistin gewesen. Jetzt aber, nach dem sie keine Basis für einen Glauben mehr sieht, suche sie eine neue Perspektive.

Aber auch ihm selbst, dem Priester, sei der Boden unter den Füßen schwankend geworden: „So verlangend kam sie, dass ich heute der Braut Dank sagen muss, denn der eigentlich Bekehrte bin ich. Ihre Glaubenskraft, die nur umgepolt werden wollte ... hat mich zweifeln gelehrt. Mehr noch: ihr Hunger nach klarer, vom Glauben vorgezeichneter Perspektive hat mir Mut gemacht, des Glaubens Kehrseite, den unansehnlichen Zweifel, als Alltagskleid zu tragen. ... Ja, ich will ohne Glauben sein! ... Denn, liebe Gäste, wurde nicht hierzulande zu viel und zu lange geglaubt? ... Und ist nicht wiederum neuer Glaube - diesmal der Glaube an die Allmacht des

Geldes - billig zu haben und doch hoch im Kurs? Und sind uns nicht abermals Perspektiven vorgezeichnet, die jedermann, der ihnen gläubig folgt, in Kürze Gewinn und dort, wo das Graue obsiegt hat, das Trugbild blühende Landschaft verheißen? ... Gott! ihm Stachel und Ansporn, Labsal und Manna gewesen wäre ..." (S. 302-303)

Theo Wuttke, „Fonty“ also, ist genau 100 Jahre nach seinem Vorbild Fontane nämlich am 30. Dezember 1919 geboren. Er gleicht dem „Unsterblichen“, wie er ihn nennt, auch in Aussehen und Charakter. Fontane, ein überzeugter Preuße, stand den Utopien der 1848er-Revolution skeptisch gegenüber. Konnte aber auch den Überschwang der Reichsgründungs- und der Einheitsfeiern 1872 nicht teilen. Fonty, das Fontane-Double, lebt die Gegenwart aus der Perspektive der Vergangenheit nach.

Die Verquickungen der Zeitebenen, der Motive, Orte und Personen aus der Biographie und den Romanen Fontanes mit der Gegenwart bestimmen die kunstvolle, ironisch-satirische Erzählweise des Romans. Einen Höhepunkt findet diese beispielsweise in den Personen, bei einer „historischen Paternosterfahrt“ im ehemaligen Haus der Ministerien. Als Augenzeuge sieht Fonty eine Art Episodenfilm. Zunächst kommt der Chef der Treuhand herab und steigt aus. In Zeitsprüngen erscheinen dann Göring, Otto Grotewohl, Wilhelm Pieck, Ulbricht und schließlich der Mann mit dem Hütchen, Honecker. Nach der Wiedervereinigung wird Fonty bei der Feier zur tausendsten „Abwicklung“ von Firmen der ehemaligen DDR durch die Treuhand zu einem grotesken Maskenfest in die „Kulturbrauerei“ eingeladen. „Unter dem Motto ‚Frau Jenny Treibel lässt bitten‘ erscheinen die Geladenen. Projektmacher und berufsmäßige Bankrotteure haben dem Ruf der neuen Treuhandchefin Folge geleistet. Ein fantastischer Zug von Masken, Personen aus Fontanes Romanen zieht vorbei.

Unken bremsen Reformen

Drei Jahre vor „Ein weites Feld“ war bereits eine erste Wendezeit-Erzählung von Günter Grass,

die „Unkenrufe“, erschienen. Immer wieder bremsen nicht nur Zweifel, sondern vor allem die Rufe der Unken utopische und idealistische Reformideen, warnen vor Fehlentwicklungen. Am Allerheiligenfest, wenige Tage vor dem Mauerfall in Berlin, treffen sich ein Witwer, Alexander Reschke, und eine Witwe, Alexandra Pitkowska auf einem Blumenmarkt und besuchen dann gemeinsam einen Friedhof. Er ist Kunsthistoriker, Professor in Bochum, sie ist Restauratorin und Vergolderin in Polen. Gemeinsam ist ihnen, dass sie am Kriegsende vertrieben waren. Alexandras Eltern kamen aus dem litauischen Wilno, Alexanders Eltern wurden als Deutsche aus Danzig vertrieben und landeten in Westdeutschland. In Danzig sind die Großeltern Reschkes begraben, ihr Grab aber finden sie verwüstet.

Am Abend, am Wohnzimmertisch in Alexandras Wohnung, reden beide über „das Jahrhundert der Vertreibung“, das ihr und ihrer Eltern Schicksal bestimmt hat. Dabei „wurde, ein Gedanke geboren, gelang es dem Witwer und der Witwe, eine Idee abzustimmen, deren einfache Melodie sich als Ohrwurm erweisen sollte, so allgemein menschlich schmeichelte sie auf Polnisch, auf Deutsch.“ (S. 37) Wenigstens solle das Recht der Toten auf Heimkehr angemahnt werden. Als Baustein der Völkerversöhnung entstand bei dem Paar der Plan einer „Polnisch-Deutschen Friedhofsgesellschaft“. Ziel war: In Danzig offen gelassene Friedhöfe zu pachten, auf denen dann deutsche, aus Danzig Vertriebene, letzte Ruhe in der alten Heimat finden können.

Beiden gelingt es, für ihr Projekt Mitarbeiter zu finden, bürokratische Hindernisse zu überwinden und fließen zu lassen. Ein ehemaliger Mitschüler erinnert sich, dass sein Banknachbar Alexander schon 1943 auf ein Blatt „hingestrichelt“ habe, wie Danzig „unterm Bombenhagel mit allen Türmen in Flammen stand“ (S. 125). Auch jetzt begleiten Reschke drohend schlimme Zukunftsvisionen, skandiert von Unkenrufen.

Zunächst aber wächst das Projekt auf ungeahnte Weise. Immer wieder muss der Aufsichtsrat dem ursprünglichen Plan neue Dimensionen verleihen. Es sind vor allem die westdeutschen Geschäftsleute, die neue Ideen haben, um weitere Ge-

winne zu machen. Der Mitschüler wird zum Chronisten der Ereignisse und erhält eines Tages von Reschke Fotos von beim Überqueren der Chaussee platt gemachten Kröten. Auf die Rückseite eines Fotos hat Reschke geschrieben: „Diese Unke ruft nicht mehr“ (S. 160).

Feriensiedlung Bungagolf

Schließlich tritt das Paar von seiner Führungstätigkeit zurück. Beide werden zwar zu Ehrenmitgliedern ernannt, haben aber nichts mehr zu sagen. Junge, aus dem Westen stammende Aufsichtsratsmitglieder setzen sich mit einem neuen Projekt durch, wollen eine Ferienhaus-siedlung mit Bungalows und einem Golfplatz errichten. „Bungagolf“ soll sie heißen. Wieder wird Alexander von der alten Vision „Danzig in Flammen“, verfolgt. „Nun verkaufen sie uns, Stück nach Stück“ (S. 236), unkt er: „Seit geraumer Zeit leide die Idee, schlimmer noch: indem man ihr plattes Gewinnstreben beimische, rühre man eine üble Brühe an. Die rieche nicht gut, nein, die stinke zum Himmel...“ (S. 243). Das Paar zieht sich endgültig zurück.

Grass und die Grimms

In seinem letzten großen Buch, „Grimms Wörter, eine Liebeserklärung“, erschienen 2010, ausnahmsweise von überwiegend positiven Kritiken begleitet, kommt Grass erneut auf die Unken zurück. Der Erzähler versteckt sich diesmal nicht hinter einer Maske, es ist Günter Grass. Er begleitet die Brüder Grimm zunächst bis zu deren Tod. 1836 hatten sie gegen den Verfassungsbruch des neuen Hannoverschen Königs protestiert. Sie sollten nach Lehrstuhlverlust ein Deutsches Wörterbuch verfassen. Bis zu ihrem Tod gelangen sie zum Buchstaben F. Während der ganzen Zeit folgt ihnen der Erzähler, schaut ihnen quasi über die Schultern, prüft die Wörter, die sie aufgenommen haben, die sie ausgelassen haben, ergänzt mit Worten, die heute unbedingt dazu gehören würden. Zu den einzelnen Lebensabschnitten und Ereignissen sieht er Parallelen zu seiner Zeit, ihrer und seiner Biographie.

Auch nach dem Tod Jakobs folgt Grass dem

Fortgang des Werks durch andere Herausgeber bis zum letzten Band, der in einer gemeinsamen Arbeit von West- und Ostdeutschland, Göttingen und Berlin, im Jahre 1961 erschienen ist. Am Ende fasst Grass das Leben der Grimms zusammen: „Weil zu Lebzeiten wie aus der Zeit gefallen, wirken sie gestrig und gegenwärtig zugleich. Und weil ihre Zeitweil, wie von mir gewünscht und ins Bild gesetzt, von dehnbarer Dauer gewesen ist, erlaubt der letzte Buchstaben des Alphabets, meine und ihre Zeit in Vergleich zu bringen“ (S. 352-354). Bis zum Ende des Werks wünscht er sich die beiden Grimms herbei. Sie sitzen auf ihrer Bank im Tiergarten, bei der Rousseau-Insel, auch „in den Zelten“ genannt; sie ist auch bei Fontane aktenkundig. Dort belauscht Grass sie bei ihren Zänkereien um Wörter. Schon vorher sah er den greisen Jakob Grimm als „Hausunke“. Auch ihm, dem Erzähler, hänge das rotbäuchige Tier an (S. 261), das „ins Leere redet“. Darin habe er sich geübt: „Niemand wollte hören und will sehen, was ich seit Jahr und Tag wiederholt, also papageienhaft beklage: die Belagerung des Bundestages durch die Mafia der Lobbyisten, wie sie Parlamentarier abhängig, käuflich, sich gefällig machen, Betrug legitimieren und die Demokratie in Verruf bringen. Selbst als ein Teil des Schwindels ruchbar wurde und aufflog. Verschrien als Rechthaber, Besserwisser, Moralapostel sehe ich mich, bespuckt und verhöhnt und missachtet, wie vormals der biblische Sündenbock, der belastet mit der Menschenkinder schuldhaftem Tun in die Wüste geschickt wurde, wo gut predigen ist“ (S. 333-334).

In biografische Löcher blicken

Mit den Jahren scheint Grass vermehrt um die lange „verschwiegenen Löcher“ seiner Biographie, die er im „Tagebuch einer Schnecke“ seinen Kindern gegenüber beiläufig erwähnt hat, zu kreisen. An einer Stelle heißt es: „Die Leiche im eigenen Keller suchen, benennen“ (S. 246). Bei der Aufzählung der Orte, an denen er sich immer wieder aufhält, erwähnt er: „Wo ich mich häuten wollte“ (S. 243). Im Fontane-Roman wird „schonungslose Offenheit der Schuld“ gefordert

(S. 295). Auch das Bild vom Häuten oder Pellen der Zwiebel findet sich hier (S. 235). Allerdings erst im Jahre 2006 wählt er dieses Bild als Titel für seine Autobiographie: „Beim Häuten der Zwiebel“. Und Grass bekennt: „Wie der Held seines ersten Romans hatte sich dessen Autor einen Namen gemacht, indem er sein gedoppeltes Ich in Bücher sperrte und derart gebändigt zu Markte trug“ (S. 15). Bisher nur Angedeutetes spricht er jetzt offen aus: Noch gegen Kriegsende war er Mitglied der SS geworden. Er begründet diesen Schritt damit, dass „ich wieder einmal keine Fragen gestellt“ habe oder durch „meine ungetrübte Fraglosigkeit“ (S. 44): „Wir haben nicht gefragt, wohin. Ich habe nicht gefragt“. (S. 101) Die zentrale Erkenntnis ist: „Ich verpasste die Gelegenheit, in erster Lektion das Zweifeln zu lernen, eine Tätigkeit, die mich viel zu spät, dann aber gründlich befähigte, jedweden Altar abzuräumen und mich jenseits vom Glauben zu entscheiden“ (S. 94).

Trotz der öffentlichen Aufregung, die dieses Bekenntnis zur Folge hatte, bleibt Grass der Unkenrufer. „Weiteres Scheitern machte mich vorlaut. Nahm doch, was Jakob Grimm auch von sich wusste, mit dem Alter das Unken zu. Oder sind es vermehrte Anlässe, die den warnenden Ruf benötigen? Sind meine Warnrufe, die gelegentlich laut werden, weil sich die Demokratie in Zerfall bringt, nur störendes Geunke?“ (Grimms Wörter S. 261).

Einen seiner Unkenrufe stieß er aus anlässlich der Verleihung des Friedenspreises des deutschen Buchhandels im Jahre 1997 an den kurdischen Dichter Ya ar Kemal. In der Laudatio ging er auf dessen Verfolgung und Inhaftierung durch den türkischen Staat ein. „An der Schwelle zum einundzwanzigsten Jahrhundert kann man keinem Volk, keiner ethnischen Volksgruppe die Menschenrechte verwehren“.

Abschließend stellt sich mir doch die Frage, ob das Israel-Gedicht von Günter Grass in der Tat ein solches „störendes Geunke“ des alten Schriftstellers ist. Oder ob es, wie Reich-Ranicki eifert, nur ein „ekelhaftes Machwerk“ sei, das die „Welt auf den Kopf“ stelle. Nicht ganz zu Unrecht wirft man Grass vor, Ahmadinedschad zu

verharmlosen, wenn er ihn nur als „Maulheld“ bezeichnet. Dessen Drohungen, man müsse den Staat Israel auslöschen, müssen ernster genommen werden. Und dass Israel unter ständiger Bedrohung zu leiden hat, das empfinden auch die Israelis, die sich für einen Frieden mit den Palästinensern einsetzen.

Allgegenwärtige Bedrohung

Ein Jahr nach dem Jom Kipur-Krieg wurde auch mir die Bedrohung augenscheinlich. Mit einer Gruppe von Lehrern hatten wir in der kleinen Stadt Qiryat Shemona, ganz im Norden von Galiläa, ein Nachtquartier. Am nächsten Morgen fuhren wir weiter zu den Golan-Höhen. Wir waren erst wenige Stunden unterwegs, als wir erfuhren, dass kurz nach unserer Abfahrt in das Gästehaus, das uns beherbergt hat, Raketen aus dem Libanon eingeschlagen sind. Auf den Golan-Höhen bedrückten uns die Ruinen der im vergangenen Krieg völlig zerstörten Stadt El Qunaytirah. Am Rand der Hügel, die zum Ostufer des Sees Genezareth abfallen, sahen wir Reste von Schützengräben. Von hier aus konnten syrische Truppen den nur wenige hundert Meter entfernt, unten am See liegenden israelischen Kibuz En Gev beschließen. Dass Israel die Höhen erobern musste und bis heute besetzt hält, war uns nur zu verständlich. Die Bedrohung des Landes bestimmt auch heute noch den Alltag der Menschen in diesem Land. In diesen Tagen, in denen ich das schreibe, berichten die Medien von einem Terroranschlag auf einen Bus mit israelischen Touristen in Bulgarien. Es gab Tote und Verletzte. Der israelische Ministerpräsident gab Iran die Schuld. Bewiesen ist das jedoch noch nicht.

Zweifel bleiben

Dennoch habe ich auch Zweifel, ob die Mittel, die der Staat Israel gegen diese Bedrohungen bereit hält, immer die richtigen sind. Ich habe die Betonmauern gesehen, die das von Arabern bewohnte Bethlehem hermetisch abriegeln. Und von der Straße von Jerusalem zum Toten Meer aus sieht man auf den Hügeln die strahlend weißen Häuser israelischer Siedlungen, gebaut

auf palästinensischem Land. Unten, nicht weit von der Straße, stehen, umgeben von Schutt und Schrott, Zelte und Wellblechhütten arabischer Beduinen.

Immer wieder hören wir von vergeblichen Friedensversuchen, Lösungen für die Konflikte und den tief verwurzelten gegenseitigen Hass, scheint es nicht zu geben. Die Unkenrufe von Günter Grass sind durchaus verständlich, wenngleich auch einseitig. Mir geht es bei seinem Gedicht letztlich wie dem Zweifler aus dem „Tagebuch einer Schnecke“ und ich kann mich nicht auf eine Seite schlagen.

Allianz der Religionen Jörg Zink feiert 90. Geburtstag

Versöhnung ist ein Grundthema des Theologen Jörg Zink, der im November seinen 90. Geburtstag feiert. Der Bibelforscher Zink hat vor allem die neutestamentlichen Urschriften erforscht und neu heraus gegeben. Seine Exegesen beruhen auf mehrdimensionalen Ansätzen. Bekannt wurde Zink, der einige Zeit das Burckhardthaus Gelnhausen leitete, durch seine Bibelarbeiten bei Evangelischen Kirchentagen und durch seine Einsätze für die Friedens- und Ökologie-Bewegung.

Wie in der Zeit des Urchristentums sieht Jörg Zink auch für uns Söhne und Töchter Gottes im 21. Jahrhundert die Aufgabe, an einer Allianz der Religionen zu arbeiten. Denn auch die apostolische und nachapostolische Zeit war eine konvergente Epoche, in der sich verschiedene Strömungen in einem frühökumenischen Strom aufeinander zu bewegten: In der syrischen, armenischen, koptischen, äthiopischen, orthodoxen und römisch-katholischen Bewegung früher Christen mischten sich Jüdisches (Beschneidung, Speisegebote) mit Juden-Fernem, Nahgemeinde mit Kosmischem, Gnostisches mit reiner Christusorientierung, Wanderbewegung und



Jörg Zink auf dem Kirchentag in Bremen

Foto: EKD

Sesshaftigkeit, Endzeit-Erwartung und zeitlich weiter Dimensioniertes.

Im Urstrom dieses Geschehens bildete sich dann über die Pastoralbriefe im zweiten Jahrhundert eine bischöflich-männliche Kirchen-Hierarchie heraus, wie sie Jesus und Paulus noch fremd gewesen war. Die entscheidende Erneuerungsfähigkeit als „wandernde Kirche“ ging verloren, bedauert Zink solche „Rückschritte hinter das Evangelium“. Spannend ist das alles in Zinks Buch „Vom Geist des frühen Christentums“ zu lesen (S. 304 ff.).

Aber mehr als nur das macht noch Weiteres Zinks bei Herder-Kreuzverlag erschienenenes, 390seitiges Buch über die frühen Christen lesenswert. Der am 22. November 90 Jahre alt werdende Autor gibt hilfreiche Fingerzeige für ein Glaubensverständnis, das bei Unbehagen über eine zu vordergründige Gläubigkeit der wörtlichen Niederschriften im Neuen Testament hilft. Für Zink muss die Wahrnehmungs-Rezeption unterscheiden zwischen dem, was die apostolischen Autoren erfahren haben (etwa vom leeren Grab), wie sie es erklären (Verwandlung des sterblichen in einen geistlichen Leib) und deuten (im Licht alttestamentlicher Botschaften).

Solche Erkenntnistheorie ist ein komplexes Geschehen, hilft aber nicht nur beim Verstehen der

Ostervorgänge, sondern auch bei der Beschäftigung mit der Bekehrung des Paulus in Damaskus. Aus Zinks mehrschichtigem Interpretationsansatz lässt sich auch die paulinische Akzentuierung der Rechtfertigung durch Christus gut erklären. Die starke Identifikation des Paulus mit Christus kann als Konversion aus seiner vorherigen Verfolgung der Christen als Saulus zu den Aposteln Christi hin gedeutet werden. Dass er in Wahrheit kein Apostel war, muss Paulus Zink zufolge beschwert haben und Rechtfertigungs-Bestrebungen bei ihm ausgelöst haben.

Christ im Alter

Zink sieht die paulinische Wendung zu Hoffnung und Liebe nach wie vor aktuell. Sie ist für ihn als alten Menschen „in der letzten Runde, vielleicht schon auf der Zielgeraden“ bestimmend.

Lesenswert ist, wie Zink den alten Menschen noch deutlicher Christ werden lässt: Mit Dank, Verzeihung, Geduld, Genügsamkeit und Barmherzigkeit (S. 384f.): „Und ich will noch etwas anfügen. Ich bin ein alter Mann. Sozusagen in der letzten Runde. Vielleicht auch schon auf der Zielgeraden. Wie lebt man in diesem Alter, um noch ein wenig deutlicher das zu werden, was wir einen Christen nennen? Vielleicht so:

- Für alles danken. So vermeidet man die Bitterkeit.
- Verzeihen ohne Aufhebens davon zu machen. So gewinnt man immer mehr Raum.
- Immer weniger mit Gewalt oder Autorität tun und immer mehr mit Geduld.
- Immer weniger hassen und ablehnen. Sich an immer mehr mitfreuen.
- Immer weniger fordern und immer weniger verweigern.
- Am Ende alle Grundsätze ablegen. Im Ernstfall genügt ein wenig Barmherzigkeit.
- Am Ende bleibt die achtsame Liebe.

Weg zur Ökumene

Aber auch eine gelassene Langmut auf dem Weg zur Ökumene schreibt Zink den Kirchen ins Stammbuch. Die großen Hoffnungen des ökumenischen Rates der Kirchen ÖRK von 1948 und des Zweiten Vatikanischen Konzils sind heute ermüdet. Angesichts heutiger Verunsicherungen aus der Globalisierung geht der Blick nun eher wieder auf die kleine überschaubare Welt wie in den Gemeinden der Urkirche. Da wird an den drei Aufgaben

- Friede/Gewaltlosigkeit,
- globale Gerechtigkeit und
- Schöpfungs-Erhaltung

zu arbeiten sein.

Dazu können sich einander zunächst fremde Religionen miteinander zu einer Allianz der Kirchen verbünden. Nötig ist die ausgestreckte Hand zu Andersgläubigen. Es gilt, zur Verständigung der großen Religionen der Welt zu kommen. Ziel ist es, Christ zu sein ohne Rechthaberei zu praktizieren. Christliche Absolutheitsansprüche machen interreligiöse Dialoge sehr schwer. Kirche kommt heute in ihrer wesentlichen Wirksamkeit von unten. Der Dialog ist zu führen unter Beibehaltung wesentlicher eigener Überzeugungen, jedoch mit freundschaftlicher Gesinnung für die Äußerungen jener, die einer anderen Religion anhängen.

Bei all dem bleibt Zink evangelisch und bekennt (S. 315): „Und wie man seine Frau lieben kann, auch wenn sie nicht an allen Vollkommenheiten teilhat, so liebe ich meine evangelische Kirche in der Schlichtheit ihrer Erscheinung, ihrer Offenheit, ihrer vornehmen Freiheit und ihrer genauen Suche nach Wahrheit. Ich stehe bewusst auch zu ihren äußeren und inneren Gefährdungen und Schwächen, zu ihrer Verletzbarkeit und ihrem Verzicht auf Prunk und Herrschaft. Ein anderer wird seine andersartige Kirche aufgrund anderer Vorzüge und trotz anderer Schwächen lieben“.

Die letzten Schöpfungstage Eine Vision vom Ende der Zeiten

So hoffnungsfroh der nun 90jährige Theologe Jörg Zink auf das Wachsen des ökumenischen Geistes zwischen den Kirchen blickt, und so gefasst er die Alters-Tugenden umreißt (siehe unseren Beitrag „Allianz der Religionen“), so besorgt äußerte er sich in seiner Zusammenstellung der „letzten Schöpfungstage“ aber auch zur Zerstörung unseres Planeten. Zur ökologischen Einkehr drucken wir hier Zinks Paraphrase der letzten sieben Schöpfungstage ab.

Am Morgen des ersten Tages beschloss der Mensch, frei zu sein und gut, schön und glücklich. Nicht mehr Ebenbild eines Gottes, sondern ein Mensch. Und weil er etwas glauben musste, glaubte er an die Freiheit und an das Glück, an Zahlen und Mengen, an die Börse und den Fortschritt, an die Planung und seine Sicherheit. Denn zu seiner Sicherheit hatte er den Grund zu seinen Füßen gefüllt mit Raketen und Atomsprengköpfen.

Am zweiten Tage starben die Fische in den Industriegewässern, die Vögel am Pulver aus der chemischen Fabrik, das den Raupen bestimmt war, die Feldhasen an den Bleiwolken von der Straße, die Schoßhunde an der schönen roten Farbe der Wurst, die Heringe am Öl auf dem Meer und an dem Müll auf dem Grunde des Ozeans. Denn der Müll war aktiv.

Am dritten Tage verdorrte das Gras auf den Feldern und das Laub auf den Bäumen, das Moos an den Felsen und die Blumen in den Gärten. Denn der Mensch machte das Wetter selbst und verteilte den Regen nach genauem Plan. Es war nur ein kleiner

Fehler in dem Rechner, der den Regen verteilte. Als sie den Fehler fanden, lagen die Lastkähne auf dem trockenen Grund des schönen Rheins.

Am vierten Tage gingen drei von vier Milliarden Menschen zugrunde. Die einen an den Krankheiten, die der Mensch gezüchtet hatte, denn einer hatte vergessen, die Behälter zu schließen, die für den nächsten Krieg bereitstanden. Und ihre Medikamente halfen nichts. Die hatten zu lange schon wirken müssen in Hautcremes und Schweinelendchen. Die anderen starben am Hunger, weil etliche von ihnen den Schlüssel zu den Getreidesilos versteckt hatten. Und sie fluchten Gott, der ihnen doch das Glück schuldig war. Es war doch der liebe Gott!

Am fünften Tage drückten die letzten Menschen den roten Knopf, denn sie fühlten sich bedroht. Feuer hüllte den Erdball ein, die Berge brannten, die Meere verdampften, und die Betonskelette in den Städten standen schwarz und rauchten. Und die Engel im Himmel sahen, wie der blaue Planet rot wurde, dann schmutzig braun und schließlich aschgrau. Und sie unterbrachen ihren Gesang für zehn Minuten.

Am sechsten Tage ging das Licht aus. Staub und Asche verhüllten die Sonne, den Mond und die Sterne. Und die letzte Küchenschabe, die in einem Raketenbunker überlebt hatte, ging zugrunde an der übermäßigen Wärme, die ihr gar nicht gut bekam.

Am siebten Tage war Ruhe. Endlich. Die Erde war wüst und leer, und es war finster über den Rissen und Spalten, die in der trockenen Erdrinde aufgesprungen waren. Und der Geist der Menschen irrlichterte als Totengespenst über dem Chaos. Tief unten, in der Hölle, aber erzählte man sich die spannende Geschichte von dem Menschen, der seine Zukunft in die Hand nahm, und das Gelächter dröhnte hinauf bis zu den Chören der Engel.



Der Herr ist
freundlich
dem, der auf
ihn harrt,
und dem
Menschen,
der nach ihm
fragt.

Klagelieder 3,25

AUF GOTTES HILFE WARTEN

Der Monatsspruch für Oktober „Der Herr ist freundlich dem, der auf ihn harrt, und dem Menschen, der nach ihm fragt“ steht im Alten Testament als Wort aus den Klageliedern Jeremias in einem irren Rahmen. Es wird die Zerstörung Jerusalems beklagt. Und der Beter erinnert in seiner Not daran, dass er nicht zu einem Unbekannten betet. Vielmehr betet er zu dem Gott, der sein Wesen schon längst durch seine Taten deutlich zu erkennen gegeben hat. Ihn können wir über alle Dinge fürchten, lieben und ihm können wir vertrauen.

Da steht der vordere Rahmen mit den Worten: „Die Barmherzigkeit des Herrn hat noch keine Ende und seine Treue ist groß.“ (Verse 22.23) Und in dem hinteren Rahmen heißt es: „Es ist ein köstlich Ding, geduldig sein und auf

die Hilfe des Herrn hoffen.“ (Vers 26) Das klingt wie ein großes Vertrauensbekenntnis, das alle Zeit übergreift. Und es geht um jene Dinge, die wir fürchten, lieben und denen wir vertrauen. Und die sind nicht planbar, geradeaus und gesichert.

Wir können nur dann die Hilfe Gottes und seine Nähe erfahren, wenn wir bereit sind, auf seine Hilfe zu warten. Wenn wir den richtigen Rahmen sehen. Damit ist nicht gemeint, dass wir auf ein innerweltliches Heil warten – etwa als letztes Ziel.

Martin Luther bringt das in seiner Erklärung des ersten Gebotes auf den Punkt: „Wir sollen Gott über alle Dinge fürchten, lieben und ihm vertrauen.“ Ein irrer Rahmen, weil Leben und Glauben sich nicht berechnen oder vorhersehen lassen.

ERICH FRANZ

Mehr Helfer als Stellen Diakonie will Begleitung der Freiwilligen verbessern

„Das große Interesse am Bundesfreiwilligendienst ist erfreulich und zeigt, wie viele Menschen bereit sind, sich zu engagieren“, betont Diakonie-Präsident Johannes Stockmeier rund ein Jahr nach Start des Bundesfreiwilligendienstes BFD. Etwa 4.600 BFD'ler sind bisher in diesem Jahr in den Einrichtungen und Diensten von Diakonie und evangelischer Kirche tätig. Die Erwartungen wurden damit übertroffen. Die Teilnehmerzahlen könnten aber noch deutlich höher sein, wenn es mehr finanzielle Mittel für den BFD gebe, erklärt Stockmeier. Defizite sieht die Diakonie vor allem bei der pädagogischen Begleitung im BFD.

„Das Konzept der Bildungsgutscheine funktioniert in der Praxis nicht gut“, bemängelt der Diakonie-Präsident. „Die Kapazitäten an den Bildungszentren reichen nicht aus, um alle Bildungsgutscheine einlösen zu können. Aus diesem Grund den Umfang der Bildungsgutscheine von drei Wochen auf nur noch eine Woche zu reduzieren, zielt in die falsche Richtung“. Sinnvoller wäre es, den Trägern einen größeren finanziellen Zuschuss zu geben, so dass diese ihrerseits die pädagogischen Angebote wie in den Jugendfreiwilligendiensten vollständig organisieren und inhaltlich umsetzen könnten, betont der Diakonie-Präsident.

Kritisch sieht Stockmeier auch die Regelung für die BFD'ler, die über 27 Jahre alt sind. Für diese gibt es im Gegensatz zu den Jüngeren keine vorgeschriebene Anzahl an Seminartagen. Sie müssen lediglich „in angemessenem Umfang“ an den Bildungstagen teilnehmen. „Die begleitende Bildung entspricht bei den älteren BFD'lern daher zu sehr einem ‚earning by doing‘“, bemängelt der Diakonie-Präsident.

Finanziell müsse der BFD ebenso wie das Freiwillige Soziale Jahr besser ausgestattet

werden, fordert Stockmeier. Bereits im ersten Jahr gab es bei Diakonie und evangelischer Kirche für den BFD mehr Bewerber als Plätze. Auch beim FSJ übersteigen die Bewerbungen nach wie vor die Nachfrage. „Wir brauchen mehr Geld, um die bestehenden Plätze in den Freiwilligendiensten besetzen zu können. Unsere Gesellschaft kann es sich nicht leisten, Menschen, die sich engagieren wollen, abzuweisen“, betont Stockmeier.

Diakonie und evangelische Kirche sind mit 4.600 BFD'lern in diesem Jahr einer der größten Anbieter des neuen Bundesfreiwilligendienstes. Rund 80 Prozent der BFD'ler sind jünger als 27 Jahre, nur knapp ein Prozent sind älter als 65 Jahre alt. In den östlichen Bundesländern engagieren sich weniger Jüngere, dafür mehr Freiwillige über 27 Jahren als im Westen. Die Abbrecherquote beim BFD in Diakonie und evangelischer Kirche liegt, ebenso wie beim FSJ, unter zehn Prozent.

Leben und leben lassen Wirtschaftssysteme sind keine Patentlösungen auf Dauer

von em. Prof. Kurt Witterstätter, Speyer

Die Gleichheit der Menschen ist eine nicht einlösbare Maximalforderung. Selbst aus der Bibel kennen wir das Bild, wonach mit den Pfunden gewuchert werden soll und darf. Das Matthäusprinzip besagt, dass der Eifrige seine Erfolge mehrt, und dass der Träge noch verlieren kann, was er hat. Wenn dieses Prinzip (Matthäus 25, 29) sich auch mehr auf die Gottesnähe als auf das Anhäufen irdischer Reichtümer bezieht, so haben wir dennoch nichts dagegen, dass Fleißige und Geschickte größere Früchte ernten als Träge und Einfallslose.

Der in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts wirkende, große österreichische Nationalökonom

Joseph Alois Schumpeter prägte das Bild vom innovativen dynamischen Unternehmer, dem aufgrund seines Ideenreichtums besondere Gewinne zufließen. Schumpeter wusste, dass der Vorteil seines dynamischen Unternehmers nicht von Dauer ist: Nachahmer treten auf den Plan und schmälern die Monopolgewinne unseres Pioniers. Mit der Abfolge von solchen innovativen Unternehmerpersönlichkeiten und ihrer kreativen Mitarbeiterschaft erklärte Schumpeter das Auf und Ab der Wirtschaft, also die Konjunkturzyklen. Da Produktionseigentum und Produktideen aber personell mehr und mehr auseinanderfallen, weil die Unternehmer-Eigentümer die Produktions- und Fertigungsverfahren immer weniger selbst bestimmen, sondern durch von ihnen angestellte Spezialisten ersinnen lassen, sagte Schumpeter dem Kapitalismus keine große Zukunft mehr voraus.

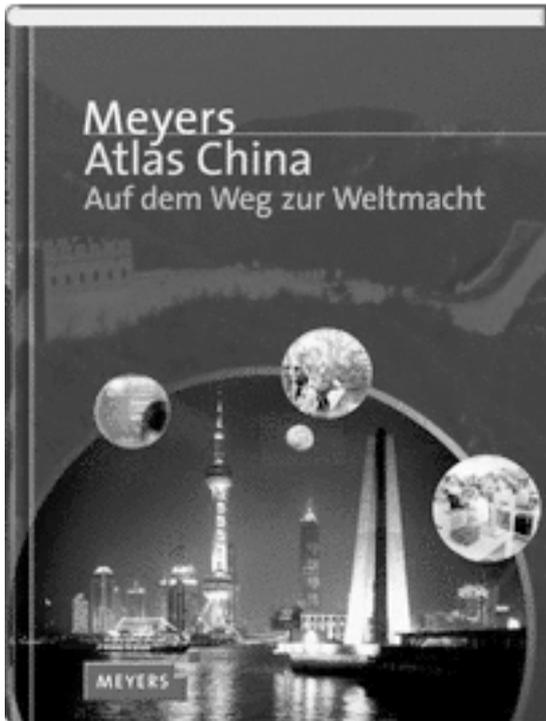
Man kann nun die Frage aufwerfen, ob diese Kurzlebigkeit der Gestaltungsideen nur für die Unternehmen auf der mikroökonomischen Seite gilt. Oder ob auch die Konzeption der Wirtschaftssysteme, also die Gestaltung der Bedingungen der Makroökonomie, von ähnlichen Verfallserscheinungen gekennzeichnet ist. Bis zum Ende des 20. Jahrhunderts herrschte bei den makroökonomischen Modellen der Gegensatz zwischen relativ freiem Kapitalismus und dirigistischem Staatssozialismus: Der Kapitalismus in Spielarten zwischen nahezu ungebändigter liberaler Marktwirtschaft und der sozial abgefederten Marktwirtschaft. Der Sozialismus zwischen staatsbürokratischem Kommunismus und einem an der Basis gewisse Spielräume belassenden gemeinwirtschaftlichen System ohne Privateigentum an den entscheidenden Produktionsressourcen.

Ein Pyrrhussieg

Der Ausgang des Systemwettbewerbs mit dem Niedergang des Staatssozialismus um das Jahr 1990 schien für den Sieg des marktwirtschaftlichen Kapitalismus zu sprechen. Hatte sich also Schumpeter in der ersten Hälfte des 20. Jahr-

hunderts geirrt? Wir wissen inzwischen bereits nach zwei Jahrzehnten, dass auch der Kapitalismus seine Probleme hat. Man kann von einem Pyrrhussieg des Marktwirtschafts-Kapitalismus sprechen. Insofern müssen wir davon ausgehen, dass auch die drei gegenwärtigen Spielarten makroökonomischer Organisation nicht von Dauer sein werden. Betrachten wir nacheinander die mehr oder weniger wohlfahrtstaatlichen europäischen Marktwirtschaften, den us-amerikanischen Kapitalismus mit seiner überdimensionierten Finanzwirtschaft und den chinesischen Staatskapitalismus.

- Europas (sozial-)staatlich unterfütterter Kapitalismus mit seinen traditionellen, sozialdemokratischen oder liberalen Wohlfahrtsstaaten hat im Weltmaßstab hohe Staatsschulden: Die europäischen Staaten geben bei gegebenen Einnahmen zuviel aus oder nehmen für die von ihnen beschlossenen Ausgaben zu wenig ein. Abhängigkeiten von weltweiten Geldgebern stellen sich ein. Diese spekulieren und zeitigen damit Verzerrungen und Friktionen.
- Amerikas Liberalkapitalismus mit billigem Geld und riskanter Finanzwirtschaft inflatiert und verursacht Bankenzusammenbrüche. Die US-Wirtschaft verliert ihre Wettbewerbsfähigkeit auf dem Weltmarkt. Die Krisen im Land selbst führen zur Ausgrenzung nennenswerter Bevölkerungsteile und treiben den Staat zu expansionistischem und annektionistischem Interventionismus (wie im Irak geschehen).
- Chinas Immobilien- und Anlagen Staatsboomkapitalismus treibt Raubbau mit seinen ökologischen und humanen Ressourcen und droht sie zumindest partiell zu vernichten. Was im Fall des Humanvermögens von über einer Milliarde Menschen kurzfristig, zynisch gesagt, ja noch (vom individuellem Glück abgesehen) gangbar erscheint, aber im Fall der Naturzerstörung und längerfristig auch bei der Bevölkerungsgesundheit nicht durchzuhalten sein wird.



China wird noch geraume Zeit Wirtschaftsmacht sein. Dieser China-Atlas zeichnet den Weg dahin nach.
Bild: Cover-Repro

Von der Idee, es könnte in der Welt ein auf Dauer prosperierendes Wirtschaftssystem geben, ist also Abstand zu nehmen. Es ist ein Trugbild. Wer glaubt, auf Erden mit ausgetüftelten Wirtschaftssystemen das Paradies errichten zu können, irrt. Klimawandel, Wasserknappheit, Ozonloch, Überbevölkerung, verkrampte Ideologien (zu denen nicht zuletzt der Glaube an das endlich gefundene ideale Wirtschaftssystem selbst gehört), stellen die Menschheit immer wieder vor neue Herausforderungen, für die jenseits aller ökonomischer Lehrgebäude Lösungen gefunden werden müssen.

Werte beherzigen

Wenn wir nicht wieder eherne Werte auf unsere Fahnen schreiben wie Ehrfurcht vor dem Mitmenschen, Erhalt der Natur, Selbstgenügsamkeit und Geduld, werden wir nur immer wieder neuen Trugbildern aufsitzen. Die sich spreizende Kluft zwischen bitterer Armut und extremem Reichtum ist zu verringern. Viele ökonomische Verwer-

fungen rühren nämlich daher, dass der Geldmachtapparat der Multi-Milliardäre und ihrer Anlage-Jongleure ein rigoroses spekulatives Spiel mit den menschlichen und natürlichen Ressourcen und den infra- und technostrukturellen Anlagen treibt. Stattdessen ist die Nachfrage mit Kaufkraft der breiten Massen zu stabilisieren. Auslastung der sich im Einklang mit der Natur entwickelnden Produktivkräfte ist die beste Krisenabwehr. Es ist höchste Zeit, in die Wirtschaftsmodelle wirtschaftsethische Gesichtspunkte aufzunehmen. Solche gibt es wie etwa das Differenzprinzip des amerikanischen Moralphilosophen John Rawls.

Zu beherzigen wäre die folgende wirtschaftsethische Grundposition von John Rawls: In seinem Differenzprinzip stellt der im Jahre 2002 als 82-jähriger verstorbene Ethiker fest, die Vorteile einzelner aus gesellschaftlicher Ungleich-Verteilung seien nur dann zu rechtfertigen und hinzunehmen, wenn sie den sozialstrukturell am wenigsten Begünstigten in besonderer Weise zugute kommen. Ein Beispiel wäre: Einkünfte der Superreichen sind auch dazu zu verwenden, dass ärmere Mitglieder der Gesellschaft daraus Verdienste erzielen können.

Beschäftigt der Millionär aus seinen Einnahmen also einen Gärtner, einen Tennislehrer und einen Chauffeur, ist das akzeptabler, als wenn er sein Geld in Steueroasen parkt. Denn von der Einkommensverwendung des Millionärs haben im ersteren Fall andere, schwächere Individuen im Land des begüterten Zeitgenossen etwas. Im Fall des Vermögenstransfers in eine andere Steueroasen-Volkswirtschaft gehen sie leer aus, wenn sie anderweitig keine Beschäftigung finden. Aber der Superreiche vermehrt seinen Reichtum noch. Deshalb sollte er in dem Land merklich besteuert werden, von dessen Infrastruktur er in besonderer Weise profitiert. An der Umsetzung solcher wirtschaftsethischer Prinzipien zu arbeiten, ist des Schweißes der Edlen wert. Wer weiß, vielleicht überwinden wir dereinst unsere drei derzeitigen kapitalistischen Spielarten (angelsächsischer, europäischer und chinesischer Prägung) und gelangen zu einem gemeinwohlorientierteren Wirtschaftssystem.

Es gibt bereits einige sehr reiche Unternehmer, die sich angesichts der immensen Staatsschulden für eine höhere Besteuerung der Superreichen, auch ihrer selbst, aussprechen: Reeder Peter Krämer, Schmieröl-Hersteller Ernst Prost und die Drogerieketten-Betreiber Dirk Rossmann und Götz Werner. Das lässt hoffen. Nachahmer sind gesucht.

Durchlässiger und einheitlicher Vor einer Neureglung der Pflege-Berufe

Dem Magazin für Soziales und Familie der Bundesregierung Nr. 6 von 2012 entnehmen wir Pläne zur Neugestaltung der Pflege-Ausbildung. Kinder-, Kranken- und Altenpflege-Ausbildung sollen vereinheitlicht werden. Außerdem soll die Ausbildung vom Pflegehelfer über die Gesundheits- und Krankenpflege bis zum Hochschul-Pflege-Bachelor so modularisiert werden, dass Übergänge von einem Ausbildungsgang in den anderen möglich werden. Im Magazin für Soziales und Familie steht das Folgende.

Ein Sturz oder eine Erkrankung bedeutet für alte Menschen oft das Ende des selbstbestimmten Lebens und den Beginn der Pflegebedürftigkeit. Viele alte Menschen, die zum Pflegefall werden, sind dann von einem Tag auf den anderen auf fremde Hilfe angewiesen. Einfachste Verrichtungen werden zum Problem.

Pflege-Fachkräfte gebraucht
Steigt die Zahl der Pflegebedürftigen an, so werden auch mehr Pflegekräfte gebraucht. Deshalb ist es wichtig, das Ansehen und die Wertschätzung für den Pflegeberuf zu erhöhen. Gerade junge Menschen machen ihre Entscheidung, in den Pflegeberuf zu gehen, von mehreren Faktoren abhängig: Wie sind die Ausbildungsbedingungen? Wie gestaltet sich die Arbeitszeit? Wie

sind die Chancen auf Vereinbarkeit von Beruf und Familie und wie ist die berufliche Perspektive?

„Eine zukunftsgerechte Berufsausbildung ist grundlegende Voraussetzung für ein attraktives Beschäftigungsfeld. Die Bundesregierung strebt deshalb die Weiterentwicklung der Pflegeberufe an. Dabei geht es nicht um die Abschaffung des einen oder anderen Berufs, sondern um eine moderne und konsequente Weiterentwicklung des gesamten Berufsfeldes Pflege“, sagt Annette Widmann-Mauz, Parlamentarische Staatssekretärin im Bundesministerium für Gesundheit.

Aus urheberrechtlichen Gründen haben wir das Bild gelöscht.

Neues Pflegeberufsbild

Geplant ist, die Ausbildungen in der Altenpflege, Gesundheits- und Krankenpflege sowie Kinderkrankenpflege zu einem Beruf zusammenzuführen. Derzeit basieren die drei Ausbildungsberufe auf unterschiedlichen gesetzlichen Regelungen. Gemeinsam ist für alle eine dreijährige Berufsausbildung mit 2.100 Stunden Theorie und 2.500 Stunden praktischer Ausbildung. Eine besondere Ausbildung für Kinder-, Erwachsenen- und Altenpflege gibt es nur in Deutschland. Deutsche Kinderkranken- und Altenpfleger haben in anderen Ländern sogar große Schwierigkeiten, anerkannt zu werden. Auch hier liegt ein wichtiger Grund für den neuen Beruf. Zurzeit werden auf europäischer Ebene die Richtlinien für Berufsanerkennung überarbeitet. Deutschland hat gute Erfahrungen damit gemacht, auch einen mittleren

Schulabschluss als Voraussetzung für die Pflegeausbildung zuzulassen. Die Bundesregierung wird sich dafür einsetzen, dass dies in Europa anerkannt bleibt.

200 Stunden für Pflegehelfer

Neben der dreijährigen Berufsausbildung gibt es Pflegehelfer mit einer Kurzausbildung. Seit 2004 ist die Dauer der Ausbildung nicht mehr in einem Bundesgesetz festgelegt. In jedem Bundesland ist das anders. Das vereinfacht die Situation nicht gerade.

Üblich sind 200 Stunden Ausbildung in Theorie und Praxis. Einzelne Arbeitgeber haben die erforderlichen Ausbildungsstunden aufgestockt. Zum Beispiel bietet das Krankenhaus Waldfriede in Berlin eine erweiterte Basis-Qualifikation an. Sie beträgt vier Monate und ist mit den ersten vier Monaten der dreijährigen Ausbildung identisch. "Wir streben an, dass derjenige der nach den vier Monaten noch weiter machen will, das tun kann. Er könnte entweder weiter an der dreijährigen Ausbildung zum Gesundheits- und Krankenpfleger teilnehmen. Oder er erhält das Zertifikat und ist Pflegehelfer. Wir wollen unsere Ausbildung durchlässig und mit verschiedenen Ausbildungsmodulen gestalten. Wer nach der Ausbildung noch studieren will, sollte auch das mit entsprechender Berufserfahrung tun können. Für Abiturienten bieten wir jetzt schon ein duales Studium an. Es dauert 9 Semester und beinhaltet die Berufsausbildung und dann noch 1,5 Jahre bis zum Bachelor-Abschluss", erläutert Bibiane Niemann, Ausbildungsleiterin der Akademie Waldfriede.

Die Tätigkeitsfelder für Pflegehelfer sind ganz unterschiedlich. Sicher wäre es den meisten Arbeitgebern am liebsten, wenn sie nur examinierte Pflegekräfte mit einer dreijährigen Ausbildung hätten, aber wer soll das bezahlen und wo her nehmen? Also gibt es einen Mix unterschiedlicher Qualifikationen für unterschiedliche Tätigkeiten. Das Essen kann zum Beispiel der Pflegehelfer austeilen.

Ausländische Fachkräfte willkommen

Viele Deutsche und Zugewanderte haben in

anderen Ländern gute berufliche Qualifikationen und Abschlüsse erworben. Sie werden auf dem deutschen Arbeitsmarkt dringend gebraucht. Seit dem 1. April 2012 werden ausländische Bildungsabschlüsse anerkannt. Zuständige Stellen prüfen die Gleichwertigkeit der im Ausland erworbenen Berufsqualifikationen anhand deutscher Referenzberufe. Damit kann das hohe Niveau der deutschen Abschlüsse gehalten werden.

Neben der beruflichen Qualifikation ist das Sprechen ganz wichtig. Außerdem muss die Frage geklärt werden, ob sich der Bewerber mit dem deutschen Pflege-Berufsbild identifizieren kann. In anderen Ländern wird zum Beispiel die Körperpflege von Angehörigen übernommen und Fachkräfte haben andere, eher medizinische Aufgaben. Das alles muss im Einzelfall geprüft werden, am besten durch ein Praktikum.

Wichtiger Gesundheitsschutz

Ergebnisse einer internationalen Studie (Next-Studie) belegen, dass Pflegefachkräfte bis zum 40. Lebensjahr in Deutschland häufiger ihren Beruf verlassen als in anderen Ländern. Begründet wird das mit dem prozentual hohen Frauenanteil und den veränderten Arbeitsbedingungen. Anhand von statistischen Daten lässt sich belegen, dass für Frauen persönliche und familiäre Gründe wie Schwangerschaft, Kindererziehung und Probleme mit der eigenen Gesundheit das Hauptmotiv für das Verlassen des Pflegeberufes sind.

Durchschnittlich bleiben gelernte Pflegekräfte nur acht Jahre im Beruf. Der Job ist anstrengend. Selbst jüngere Pflegekräfte schrecken oft davor zurück, nach der Elternzeit wieder in den Beruf einzusteigen. Bis zur Rente arbeiten die wenigsten in diesem Beruf. Anlässlich des Internationalen Tags der Pflegenden am 12. Mai wies Brigitte Döcker, Vorstandsmitglied der Arbeiterwohlfahrt auf die Notwendigkeit einer familienfreundlicheren Arbeitsplatzgestaltung im Pflegebereich hin. "Angesichts des enormen Fachkräftemangels müssen alle Rahmenbedingungen stimmen, damit die Menschen diesen Beruf wählen und in der Tätigkeit bleiben!"

Maßnahmen zur betrieblichen Gesundheitsprävention gibt es noch zu wenig. Es gibt gute Modellprojekte, aber keine gesetzlichen Standards. Das gilt auch für Pflegehilfsmittel am Arbeitsplatz, zum Beispiel Hilfen zum Heben von Patienten. Einige, vor allem größere Arbeitgeber, bieten ihren Mitarbeitern verschiedene Gesundheits- und Rückenschulkkurse an oder haben ein Wiedereingliederungsverfahren nach längerer Krankheit. Im Krankenhaus Waldfriede in Berlin können Mitarbeiter im angeschlossenen Gesundheitszentrum für nur drei Euro Kurse besuchen.

Senioren surfen im Netz BAGSO wertet Beiträge zu neuen Medien aus

Senioren sind längst bezüglich der neuen Medien keine Muffel mehr. Die Bundesarbeitsgemeinschaft der Seniorenorganisationen BAGSO, der auch das ESW angehört, wertet derzeit einen Wettbewerb für Seniorinnen und Senioren aus. Dazu waren über 60jährige mit der Bitte, ihre Internet-Erfahrungen zu schildern, aufgerufen worden. Unter dem Motto „Wir zeigen es Euch: Die schönen Seiten des Internets“ sollen sich die Teilnehmenden zu den Fragen äußern: Was begeistert Sie am Internet und wo setzen Sie es sinnvoll ein? Wie nutzen Sie verschiedene Internetdienste und -angebote? Motivieren Sie andere, online zu gehen und die Scheu vor dem Internet zu verlieren? Oder geben Sie Freunden, Nachbarn und Bekannten Unterstützung darin, wie man sich vor Gefahren im Netz kompetent schützt?

BAGSO, die Aktion „Deutschland sicher im Netz“ DsiN und Google-Deutschland interessieren sich für die Erfahrungen der älteren Generation. Derzeit entscheidet eine Jury über die Preisvergabe. Bei der BAGSO-Internetwoche Ende Oktober in Berlin werden Preisträgerinnen und Preisträger benannt und geehrt. Die BAGSO, DsiN und Google-Deutschland planen darüber hinaus

weitere Aktionen, um die Generation 60plus für das Internet zu begeistern. Die Vermittlung von Kompetenzen zum sicheren Umgang mit dem Netz ist dabei ein wichtiges Anliegen.

Magische Momente Die Harmonie in Musik und Glaube

von em. Professor Kurt Witterstätter,
Speyer

Musik ist wie ein Vexierbild. Sie ist da und schon wieder verklungen. In den Sekunden, in denen man sie wahrnimmt, verändert sie sich bereits wieder. Ist das Stück zu Ende gespielt, sind seine Klänge versunken.

Doch in bestimmten Augenblicken, in besonders glücklichen Phasen von Konzerten und Opernabenden, werde ich in besonders einzigartiger, tief gehender Weise betroffen. Das ist wie ein magischer Moment. Ich nehme mir vor, dieses derart beeindruckende Musikstück bei nächster Gelegenheit wieder zu hören. Sage zum Moment sozusagen „Verweile doch...!“ Irgendwann habe ich es mir dann angeeignet. Es bleibt dann in mir gespeichert. Ich kann es nun in meinem inneren Ohr abrufen, ohne eine Tonkassette zu benötigen.

So kann ich in eine innere Welt eintauchen, transzendiere sozusagen meine gleichförmige, äußere Welt. Mein Alltag bekommt dadurch eine andere Qualität. Mein Leben wird vergoldet. Ich erlebe einen Auftrieb, wie wenn mich ein Lift empor trägt. Das ist ein „Take off“ der Seele. Einem Flugzeugstart gleich. Alltagszwänge fallen ab. Innere Kräfte wachsen: Unerträgliches ist leichter auszuhalten; bislang Unerreichtes kommt mir in Reichweite.

Vergleichbar ist dieses Gefühl religiöser Glaubensgewissheit. Durch sie empfinde ich Geborgenheit in Gott, die Annahme meiner Existenz durch den Schöpfer. Gottes Gegenwart begeg-

net mir in der Fröhlichkeit und Zugewandtheit anderer Menschen. Denn auch unter Gottes Obhut wird, wie beim Erklängen beseligender Musik, die Welt freundlicher. Ist das Leben leichter zu meistern. Ich fühle mich dank meines von Gott umspannten Horizontes zuversichtlich und auf ein Fernziel hin geleitet. Widerwärtiges schlägt mich nicht total nieder. Gott ist wie Musik Harmonie.

Dissonanzen überbrücken

Die auf tonaler Grundlage basierende musikalische Funktionsharmonik entspricht einer psychoneurologischen menschlichen Grundkonstitution. Fehlende tonale Bezüge hört der Rezipient bei komplizierten Harmonisierungen oder atonalen Verläufen ausfüllend in die Komposition hinein. Er überbrückt so in seinem inneren Gehör akustische Dissonanzen. Auch hier finden wir eine Parallele zum wahren Glauben, der auch in Schmerz und Niederlage den weiteren, umfassenden und gesamten Weg des Welten-Bewegers ins Auge fasst, Anfechtungen durchsteht und um das Licht am Ende des Tunnels weiß.

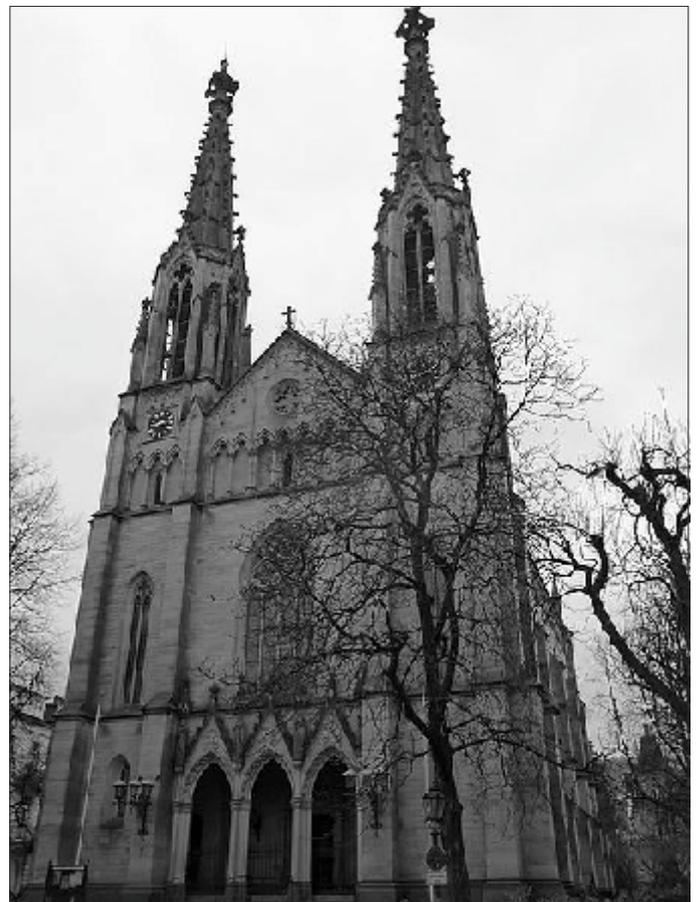
Wie fächern sich eine religiöse und eine musikalische Sozialisation auf? Wie entwickeln sich Harmonieverständnis und Glaube? Ergeben sich Parallelen? Geschieht dies kontinuierlich? Gibt es dabei Sprünge? Glaube und Musikverständnis wachsen nicht unbedingt kontinuierlich. In der Rückschau sind im Musik- und Religions-Verständnis qualitative Sprünge auszumachen. Die plötzlichen Knackpunkte schießen mir in meinem Fall immer einmal wieder rückblickend in den Sinn. Ich habe sie für diesmal einfach einmal freiweg notiert und ein wenig geordnet.

Ohne Knaller

Merkwürdig empfinde ich dabei, dass die nahe liegenden, ganz großen Meisterwerke geistlicher Musik wie Matthäuspassion, H-Moll-Messe, das Brahmsrequiem oder Verdis Totenmesse gar nicht erscheinen. Auch die Klassikknaller wie Beethovens Fünfte oder Tschaikowskys erstes Klavierkonzert sind nicht dabei. Stattdessen erzähle ich hier von einer frühen Mozart-Sinfonie,

einem Orchesterwerk Edward Elgars und immerhin einer Verdi-Arie. Sicher tauchen dann und wann noch andere erlebnishaft tief gehende musikalische Rückerinnerungen in mir auf. Meine Beschäftigung mit Musikwissenschaft und Religionspädagogik während meiner Lehr- und Wanderjahre erlaubt es mir immerhin, meine inneren Erlebnisse einigermaßen festzuhalten. So nehme ich im Moment einmal mit dem Folgenden vorlieb.

Ich dürfte vier Jahre alt gewesen sein, wir haben das Kriegsjahr 1943 geschrieben. Mein neun Jahre älterer Bruder hatte bereits Klavierunterricht und übte an den Präludien und Fugen aus Bachs Wohltemperiertem Klavier. Offenbar hörte ich ihm gerne zu, wollte sogar noch mehr in mich aufnehmen. Denn mein Bruder erzählte mir, ich hätte ihn mehrfach gebeten: „Spiel' noch mal Bachell!“. Bach taufte ich also mit einem sprachlichen Anhängsel zweisilbig um.



Die evangelische Stadtkirche von Baden-Baden
Foto: Wikipedia

Luther baute keine Stadtkirche

Aus der gleichen Zeit resultierte eine erste Glaubenserfahrung. Sie war indes eher enttäuschend. Ich hatte offenbar einmal den Satz aufgeschnappt, Luther sei der Erbauer unserer Kirche. Es muss wohl um den Reformationstag herum gewesen sein, dass der Pfarrer uns im Kindergottesdienst unserer Baden-Badener Stadtkirche etwas zu Martin Luther beibringen wollte. Und er fragte, ob jemand wisse, wer denn Luther gewesen sei. Ich meldete mich und gab zum Besten: „Luther ist der Erbauer unserer Kirche!“. Dem guten Pfarrer Brandl schwante wohl mein vordergründiges Missverständnis und er fragte bei mir nach. Worauf ich dann dem Sinne nach sagte, Luther habe als ausführender Baumeister an unserer Baden-Badener Stadtkirche mitgearbeitet. Wonach ich natürlich über das Geistig-Reformatorsche belehrt wurde, was ich als Vierjähriger ganz gewiss noch nicht verstehen konnte. Was ich von meinen frühen Konzertbesuchen als Kind tief in der Erinnerung behalten habe, ist der nachhaltige Metrumwechsel im zweiten Satz des zweiten Klavierkonzertes in B-Dur von Johannes Brahms. Dieses Konzert hörte ich 1952 gespielt von Elly Ney und den Stuttgarter Philharmonikern unter Willem van Hoogstraten. An der mir haften gebliebenen Stelle wechselt der Rhythmus in den Streichern aus der scherzartigen Bewegung hin zum Feierlichen und Choralartigen. Es war die Zeit, in der ich mich in der Evangelischen Gemeindejugend als kleiner Pimpf dem großen Gott über mir gegenüber empfand.

Das goldene Maß

Meine entscheidende Musik-Begeisterung erlebte ich dann als 17jähriger im Mozartjahr 1956. Ich kannte bereits Mozart, spielte selbst einige seiner Klaviersonaten. An Orchesterwerken waren mir die „Haffner“, die „Prager“ und die drei letzten Sinfonien, das d-Moll- und das c-Moll-Klavierkonzert sowie die beiden Violinkonzerte in D-Dur und A-Dur geläufig. Nun hörte ich ein Konzert mit der Camerata Academica des Salzburger Mozarteums unter Bernhard Paumgartner. Schlusswerk war die frühe, viersätzig

Dur-Sinfonie Mozarts Nr. 29 KV 201. Die hatte ich noch nie gehört, denn die wurde bis dahin kaum gegeben. Das Orchesterspiel beeindruckte mich tief. Vor allem das tiefe Einverständnis zwischen Paumgartner und den Musikern. Alle technischen Hürden wurden spielerisch genommen, die Interpretation hatte inspirierende Frische sowie ein für mich vollkommenes metrisches und artikulatorisches Gleichgewicht, besaß nach meiner damaligen Erkenntnis das „goldene Maß“ für Mozart.

Es war die Zeit, in der ich für meine Pfadfinder-Andachten aus der mir zu meiner Konfirmation zugeeigneten Senfkorn-Bibel passende Evangelientexte heraus suchte oder aber umgekehrt die Worte von Tageslosungen oder Monatsprüchen für den Alltag von uns jungen Pfadfinderburschen umzumünzen versuchte.

Die nächste tiefgreifende musikalische Prägung resultiert aus meiner Studentenzeit. Ich las in diesen Jahren einiges über die historisch-kritische Forschung zum Neuen Testament. Die additive Zusammensetzung der synoptischen Evangelienbücher und des Johannes-Evangeliums sowie ihr Ursprung in jüdisch-traditionalen und heidenchristlichen Quellen wurden mir bewusst. 1963 hörte ich ein Konzert des London Symphony Orchestra, in welchem Pierre Monteux Elgars damals auf dem europäischen Festland noch kaum gespielte Enigma-Variationen dirigierte. Wie ein Pfeil traf mich die machtvolle, majestätisch breite Nimrod-Variation auf den antiken Jäger. Da schien mir „Tod, wo ist dein Stachel; Hölle, wo ist dein Sieg?“ ausgedrückt zu sein. In Gerhard Ebelings Abhandlung „Das Wesen des christlichen Glaubens“ hatte ich mir notiert, dass Jesus durch seinen Tod mit seinem eigenen Gegenentwurf gegen das Pharisäertum seiner Zeit zum Ziel gekommen sei. Der Fanalcharakter der Musik schien mir gut zur Überhöhung des historischen Jesus zu passen, der in den Evangelienberichten zum auferstandenen Herrn und zum den Tod überwindenden Gottessohn fokussiert wurde.

Zum hohen „C“

Zwei Jahre später stehe ich 1965 als junger, auch fotografierender Musikjournalist bei der Generalprobe einer Aufführung von Verdis Oper „Aida“ in der Kulisse. Bild- und Text-Berichterstattung lagen damals vielfach noch in einer Hand. Gloria Davy sang die Titelrolle. Sie war damals der führende dramatische Sopran der Deutschen Oper Berlin, der seinerzeit einzigen Oper Westberlins (Staatsoper und Komische Oper spielten ja im Osten). Die Nilarie, in der Aida sich als ägyptische Sklavin in ihre Heimat Äthiopien zurück träumt, ergriff mich mit ihren Quint-Aufwärtsintervallen, die am Ende bis zum hohen „C“ steigen, auf Anhieb. Im deutschen Text las ich:

O kühles Tal, Asyl einst meinen Tagen,
das von der Liebe mir verheißen war,
der Liebe Traum, er ist zu Grab getragen,
lieb' Vaterland, ich seh' dich nimmerdar.

Das war für mich das Sehnen nach der geruh-samen, heilbringenden Heimstatt. In Günther Bornkamms damals verbreitetem Jesus-Buch „Jesus von Nazareth“ las ich in jener Zeit, dass Jesus nicht der strenge Einforderer und Welten-Richter sei, sondern alle ins Himmelreich einlädt. Aida entschwebt am Ende der Verdi-Oper mit Radames in beseligende Gefilde.

Erquickung und Ruhe Oasen sind besondere Orte

Ein Essay von Dr. Friedrich Löblein,
Pleidelsheim

Es ging einst einer hinaus in die Wüste. Vierzig Tage und Nächte blieb er. Und er schöpfte aus der Leere der Landschaft die Fülle des Lebens. Denn die Wüste ist eben doch nicht leer. Raum der Stille ist sie mit der ebenso stockdunklen Nacht wie den leuchtend klaren Sternen. Verborgenes Leben ist in ihr. Walt Disney titelte 1953 einen wunderbaren Film „Die Wüste lebt“; dieser

gehört zu den wichtigsten Filmen der Filmgeschichte, ausgezeichnet mit großen Preisen: auf den Filmfestspielen von Cannes, Oscar für den besten Dokumentarfilm des Jahres 1953, Spezialpreis Golden Globe Award und die Große Goldene Plakette der Berlinale 1954. Es geht um Gefährdung und Anpassung. Und um wunderbare Schönheiten. Wüste war und ist attraktiv, lockend, nicht nur bedrohend und ängstigend. Ein besonderer Ort von Natur.

Dazu entsteht inneres Leben in der Wüste: durch Einsamkeit, Rückzug, Meditation. Selbst die Öde und Wildnis und Wüste mancher Schicksalswege können so das Denken und Glauben und Weiterleben bereichern. Die große frühchristliche Bewegung der Eremiten und Mönchsgemeinschaften entstand in der Wüste rund ums Tote Meer und in Ägypten. Der Kampf ums Überleben einerseits und die Besinnung auf Askese, Frömmigkeit und die innere Suche nach dem Sinn des Lebens andererseits prägten diese Menschen und nachfolgend weithin die Geschichte der Kirche. Ein besonderer Ort von Kultur.

In einer brasilianischen Predigt schrieb der französische Theologe Jean Cardonnel 1970: „Jesus, in der Wüste, ist allein, aber in einer reich bevölkerten Einsamkeit. Alle anderen wohnen in seinem Herzen. Man muss lernen, sich zuweilen von den Anderen zu trennen, nicht um sie zu vergessen, sondern im Gegenteil, um sie gegenwärtig zu haben, um ihnen Raum zu geben.“ Diese Gedanken könnten nicht nur für das soziale Denken und Handeln hilfreich sein; auch im höheren Lebensalter könnten sie helfen, über das Einsamer-Werden neu nachzudenken; sie deuten darauf hin, dass auch eine gesuchte oder schmerzhaft Distanz zu Freunden, Angehörigen, Enkeln, auch zu verstorbenen Menschen, eine eigene tiefe innere Verbindung ermöglicht, eine „reich bevölkerte Einsamkeit“. Ein besonderer Ort der Nähe.

Keine Wüste ohne Oasen. Und umgekehrt: Keine Oase ohne Wüste. „Einen Schuss Wüste braucht der Mensch, um des Glücks der Oase willen“,

schrieb der Erzähler Martin Kessel. Das Wort Oase stammt aus Ägypten: das „uaset“ ist ein Kessel, in dem Wasser aufbewahrt wird; die Oase ist eine Wasserstelle, ein Quellort, ein Wadi oder ein Brunnen, der Vegetation und menschliche Existenz ermöglicht. So ist Oase „der bewohnbare Ort“. Die wohl berühmteste Oase ist die Stadt Jericho, nahe dem Jordantal gelegen, angeblich eine der ältesten Städte der Welt, sicher eine der am tiefsten gelegenen, 250 Meter unter dem Meeresspiegel. Bis heute wird der uralte Brunnen des Elisha gezeigt (allerdings wird dieser Brunnen des Elisha in einem Internet-Spiel namens „Hunted“ auch in sein Gegenteil verkehrt, nämlich in die „Schmiede der Finsternis“, in die „Sümpfe der Verzweiflung“).



Die Karawane zieht in der Sahara einer Oase entgegen
Foto: Wikingerreisen Hagen

Die Oase Jericho oder eine nahe gelegene kleinere Oase Kadesch in der Paran-Wüste könnten es wohl gewesen sein, die auf dem großen Exodus aus Ägypten das Volk Israel etwas ahnen ließen von dem Land, in dem Milch und Honig fließt. Es war wohl so, dass der Überfluss der Fleischtöpfe Ägyptens schmerzlich vermisst wurde; Sinnlosigkeit und „Leere“ tun sich auf; die angeblich Goldenen Jahre waren vorbei, vergessen schon die realen Nöte und die Erniedrigungen. Tiefenpsychologisch klingen mit dem Bitterwasser unterwegs die Bitterkeit und der Widerwille auf, die einen auf dem langen Wüstenweg überkommen (Eugen Drewermann); und das Manna vom Himmel wird als Unsicherheit,

weil nur Tag für Tag gegeben, statt als Bewahrung und „Brot des Lebens“ erfahren. Neuland und ein Weg ins „Paradies“ öffnen sich: Ein besonderer Ort der Sehnsucht.

Jericho wird auch „Palmenstadt“ genannt. Palmen gehören zu den weitest verbreiteten Bäumen; sowohl in den Tropenwäldern wie in Wüstenoasen sind sie heimisch. Sie sind für uns Mitteleuropäer Sinnbild für Urlaub, Süden, Sonne und unbeschwerter Freiheit. Palmzweige wurden Jesus als dem in Jerusalem einziehenden Erlöser gestreut. Zeichen des überlebensnotwendigen Friedens sind sie für Karawanen, die aus den Wüstenwegen in die Oase ziehen, ebenso wie für Antikriegsgegner des 21. Jahrhunderts. Palmzweige zieren Säulen der Antike und der Renaissance, Staatswappen und christliche Märtyrer, Prozessionen und Grabsteine als Hinweis auf Leben und Auferstehung.



Palmen üben vor allem auf Menschen in gemäßigten Klimazonen einen besonderen Reiz aus.

Foto: Friedrich Löblein

Eine andere Pflanze, die „Rose von Jericho“, vom Sand (Erde, Asche und Staub) überdeckt, scheinbar vertrocknet und tot, erblüht in der Wüste. Einer frommen Legende nach hat sie Maria und Josef und das Jesuskind auf der Flucht nach Ägypten begleitet: „Hand der Maria, der Mutter Jesu“ nennen sie ägyptische Christen daher bis heute; und „Hand der Fatima, Tochter des Propheten Mohammed“ algerische Muslime. Auch sie ist zum Symbol für die Auferstehung

geworden. Beide, Palmen und Wüstenrose, kennzeichnen Orte des Lebens mitten in der Wüste des Lebens. Ein besonderer Ort der Hoffnung.

Eine andere berühmte Oase, die in der Bibel eine besondere Bedeutung bekommt, ist ein Grundstück bei Sichem in Samaria am Fuß des Berges Garizim mit dem Jakobsbrunnen. Jahrtausende alte Geschichten und Legenden ranken sich um diesen Ort. Von nebenan, vom Berg Garizim aus, wurde für ewige Zeit Segen auf die zwölf Stämme Israels gesprochen. Und eben dort begegneten sich Jesus und eine Samariterin, über die Grenze von Geschlecht, Religion, Herkunft und Stammeszugehörigkeit hinweg. Diese Begegnung am Brunnen nimmt der Evangelist Johannes als Hintergrund, um über das „lebendige Wasser“ zu meditieren: „Gib mir zu trinken; wenn du Gottes Gabe erkennen möchtest, gäbe er dir lebendiges Wasser; wer von diesem Wasser trinkt, den wird in Ewigkeit nicht dürsten; es wird ihm eine Quelle des Wassers werden, das in das ewige Leben mündet“; und an anderer Stelle: „wer an mich glaubt, dem wird der Durst nach Leben gestillt“: Wasser des Lebens. Ein besonderer Ort mit Symbolkraft.

Ein fast tägliches Bedürfnis ist es, im Einerlei des Alltags oder in der Hektik des Tageslaufs auch Oasen der Stille und Oasen der Ruhe zu finden. Wellness-Hotels werben damit. Offene Kirchen und Tagesandachten laden dazu ein. Schwarzwald und Wandkalender bieten für Körper und Seele an, zu sich selbst zu finden im Betrachten und im Erleben des Guten und Schönen. Die äußere Stille und die innere Ruhe sind erlebbar. Man kann sich darauf einlassen. Es tut gut.

Und dazu braucht es keine besonderen Orte. Und dennoch: alle „besonderen Orte“ von Natur, Kultur, Nähe, Sehnsucht, Hoffnung, Symbolik helfen dazu. Ich denke dabei an ein arabisches Sprichwort: „Wenn die Sahara dich lehrt, zu bitten, so lehrt dich die Oase, zu danken.“

Neustart entschlossen angehen Vorsitzender Klaus Meyer setzt auf neuen Vorstand

In seinem letzten Tätigkeitsbericht als ESW-Vorsitzender rief Pfarrer Klaus Meyer bei der Jahrestagung in Berlin zur Gestaltung des gemeinsamen Lebens der Generationen auf. Er musste die ESW-Mitglieder dabei mit der betrüblichen Mitteilung konfrontieren, dass sich das Diakonische Werk der EKD sehr kurzfristig zum 1. Oktober 2012 aus der Unterstützung des Evangelischen Seniorenwerks zurück zieht. Die lange angedachte Heimstatt im Neubau der Diakonie beim Nordbahnhof Berlin-Mitte wird das ESW nicht bekommen: Es ist kein Raum in der Herberge. So wird das ESW nach dem Auszug der Diakonie aus Stuttgart zunächst heimatlos. Eine Zwischenlösung und die Gestaltung dieses ESW-Informationsbriefs von 2013 an wird der neue ESW-Vorstand in diesen Tagen beraten. Hier nun einige Gedanken aus Klaus Meyers Berliner Vorstandsbericht.

Meyer kam von dem Gedanken her, dass die heutige alte Generation ihren jüngeren Nachfolgern ein belastendes Erbe hinterlässt. Er führte aus: Wir trösten - und betrügen - uns als Christenmenschen dann allzu gerne mit dem persönlichen Bereich und wie wir dort für unsere Kinder und Enkel vor- und gesorgt hätten. Ob uns der Nachweis für diese Behauptung gelingt? Was habe ich eingebracht, was als Lebenshilfe zählt? Welche Lebensziele habe ich vermitteln können? Wenn man meine Kinder fragt, ob die von mir in aktualisierter Weise erfahren haben: „Wir waren Knechte des Pharao in Ägypten gewesen und der Herr führte uns mit mächtiger Hand!“ Wir haben sie natürlich taufen lassen, waren auch selbst oftmals Paten, waren als Presbyter und nicht selten als Geistliche tätig. Wenn uns unsere Kinder heute oder morgen nach unserer Hinterlassenschaft fragen: Was lassen wir ihnen da als

generationenübergreifende Lebenshilfe zurück? Nicht selten bleiben wir ihnen selbst im familiären Bereich die glaubhafte Bezeugung schuldig „aber der Herr hat mich mit mächtiger Hand geführt“.

Breites Handlungsmandat

Aus dieser absolut nicht resignativen Antwortsuche auf eine unbequeme Frage, ergibt sich für uns ein ungemein breites Handlungsmandat: Diakonie und Kirche sind eben nicht nur für sozialpolitische Appelle da, sondern für Akzent setzende, spirituelle und seelsorgerliche, generationenübergreifende Bildung und aktive Beteiligung aller Generationen und gesellschaftlichen Ressourcen an der Gestaltung des gemeinsamen Lebens. Wir brauchen als Senioren niemand, der für uns denkt, sondern der mit uns denkt. Solche, die für uns denken, gelegentlich auch noch alternativlos, haben wir genug. Unsere Lebenskompetenz, Lebenserfahrung und die Bereitschaft, uns aktiv einzubringen, sind gefragt und nötig....

Die fehlende Zukunftsperspektive für den Bereich Altersarbeit im Diakonischen Werk EKD hat massive Auswirkungen auf unseren Verband. In monatelanger, schleppender Diskussion mit dem Präsidenten des Diakonischen Werkes und trotz der von dort wiederholten Wertschätzung unserer Arbeit, werden dem Evangelischen Seniorenwerk ab 1. Oktober 2012, mit dem Umzug des Diakonischen Werkes nach Berlin, alle bisherigen Subventionen gestrichen.

Die beantragte, eingeplante Unterbringung unserer Geschäftsstelle in der neuen Diakonie-Vertretung in Berlin wurde vom Präsidenten persönlich, entgegen aller bis dahin geltenden Vormerkungen, ausgesetzt: Er habe angesichts unserer finanziellen Möglichkeiten erkannt, dass wir uns einen Einzug ins neue Haus auf Dauer nicht leisten können. So begründete er beim letzten Gespräch am 13. Juni 2012 gegenüber Herrn Dr. Freytag und mir seine einseitige Veranlassung.



Klaus Meyer erstattet der ESW-Mitgliedschaft seinen Vorstandsbericht
Foto: Kurt Witterstätter

Hintergrund der künftigen Subventionsstreichung ist die zwingend erforderliche Konsolidierung der diakonischen Finanzsituation, die nun...zu Sparsamkeitsschnitten führt, wo immer sich eine Gelegenheit bietet. Für die Fachverbände bedeutet das, dass jeder Verband, der sich nicht selbst tragen kann, künftig nicht mehr tätig sein kann.

Große Herausforderung

Das Evangelische Seniorenwerk steht damit kurzfristig vor einer großen Herausforderung: Es muss mit geringem zeitlichem Vorlauf die Geschäftsfähigkeit des Verbandes sichern, neue Räume und ehrenamtlich tätige Personen für diese Aufgabe in Berlin gewinnen und langfristig den Verband in die finanzielle und organisatorische Eigenständigkeit führen.

Der bisher tätige Vorstand bedauert ausdrücklich, dass sich das Diakonische Werk in so rigoroser, nicht voraussehbarer Weise aus seiner bisherigen Verantwortung für eine Kooperation mit dem Evangelischen Seniorenwerk zurückzieht.

Ohne dem abrupten Übergang in die erzwungene Selbständigkeit nun mit Gewalt etwas Positives abgewinnen zu wollen, ist die finanzielle und organisatorische Selbstständigkeit für den weiteren Weg des Evangelischen Seniorenwerks als Bundesverband ebenso wie für dessen Landesverbände eine Zukunftsoption, wenn dem Werk denn diese enorme Anstrengung gelingt.

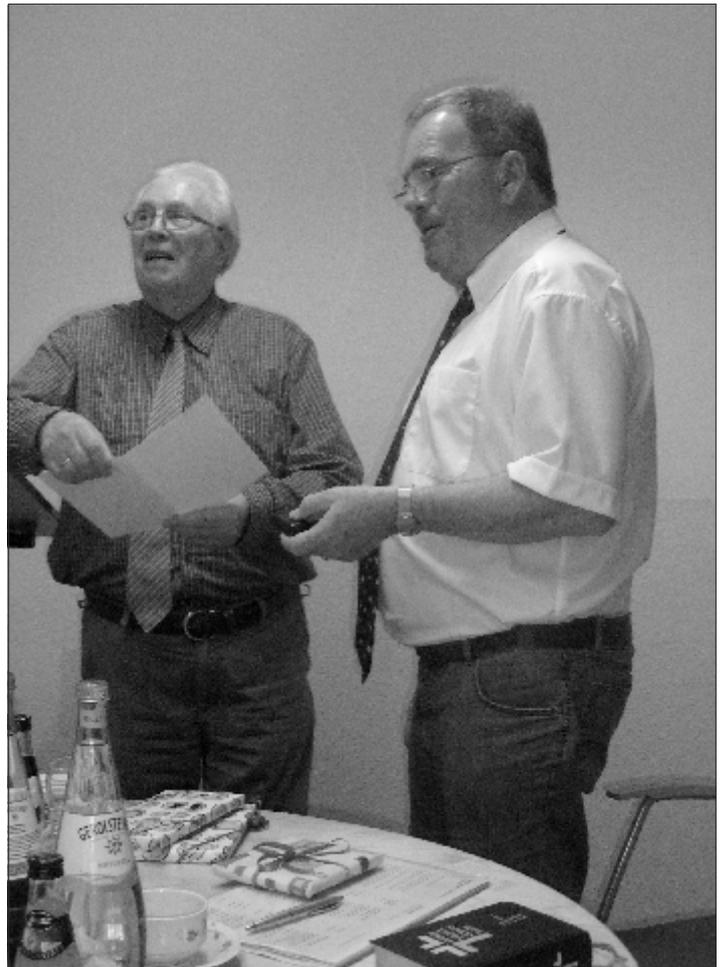
Persönlich bin ich sicher, dass es dem Vorstand in seiner neuen Zusammensetzung gelingen wird, diesen Start in die Zukunft entschlossen anzugehen. Das Evangelische Seniorenwerk hat über all seine Jahre hin gezeigt, was ehrenamtliches Engagement vermag und wird auch diese Herausforderung bestehen. Es ist dem Diakonischen Werk der EKD dankbar für eine nahezu zwanzigjährige Kooperation und Förderung. Es wird und muss nun Möglichkeiten finden, seinem Auftrag gemäß selbstständig zu agieren. Die Kraft dazu werden diejenigen, die jetzt die Verantwortung übernehmen, ebenso haben, wie sie diejenigen, die bisher für den Verband tätig waren, hatten und nun aus unterschiedlichen Gründen ausgerechnet zu dieser Umbruchszeit ihre Aufgaben niederlegen müssen.

Hier dankte Meyer den bisher in der Stuttgarter Geschäftsstelle Tätigen und den seitherigen, ausscheidenden Vorstandsmitgliedern für ihre selbstlose und einsatzfreudige Arbeit. Die tragenden Gedanken der bei der Berliner ESW-Jahrestagung gehaltenen Referate von Jens-Peter Kruse, Prof. Dr. Rita Süßmuth, Dr. Erika Neubauer und Roswitha Kottnik veröffentlichen wir folgend.

Dank für festen Kurs

Den Dank den aus der aktiven ESW-Arbeit scheidenden stattete Ehrenvorsitzender Dr. Günther Freytag in Anspielung auf Martin Gotthard Schneiders „Ein Schiff, das sich Gemeinde nennt“ ab. Fast 20 Jahre sei das ESW unterwegs gewesen, sei öfter vom Sturm bedroht worden, habe aber auch durch engagierte Männer und Frauen festen Kurs halten können. Der Ehrenvorsitzende bedankte sich mit Geschenken bei den Vorständen Christa Weinbrenner, Berthold Gscheidle, Dr. Karl Dieterich Pfisterer, Klaus Meyer und Walter Weispfenning. Auch Elisabeth Heinecke und Anneliese Alber schloss er dafür in den Dank ein, dass sie unermüdlich sowie stets freundlich kommunizierend und informierend in der Geschäftsstelle gewirkt hätten. An Anneliese Alber und an den Vorsitzenden Klaus Meyer überreichte Dr. Freytag das

beiden verliehene Kronenkreuz in Gold der Diakonie. Dem neuen Vorstand wünschte der Laudator Gottes Segen.



Ehrenvorsitzender Dr. Günther Freytag (links) zeichnet Klaus Meyer aus Foto: Kurt Witterstätter

Einschnitte überbrücken Neuer ESW-Vorstand gebildet

In die nicht leichte Zeit der wegfallenden Unterstützung durch das Diakonische Werk geht das Evangelische Seniorenwerk ESW mit einem neuen Vorstand. Bei der Mitgliederversammlung in Berlin Anfang Juli waren die fünf turnusgemäß ausscheidenden Vorstandsmitglieder Berthold Gscheidle, Klaus Meyer, Dr. Karl Dieterich Pfisterer, Fritz Schroth und Walter Weispfenning

zu ersetzen bzw. wieder zu wählen; außerdem legte Schatzmeisterin Christa Weinbrenner ihr Amt nieder.

Die Wahlen erbrachten mit 53 Briefwahlen und 19 anwesenden Wahlberechtigten folgende Neu- bzw. Wieder-Wahlen in den ESW-Vorstand: Magister Elimar Brandt, Rechtsanwältin Evemarie Stephan-Ambacher, Landessynodaler Fritz Schroth und Professor Kurt Witterstätter. Außerdem berief die ESW-Mitgliederversammlung Dipl.-Kaufmann Gert Kuchel zum neuen ESW-Schatzmeister. Damit gehören dem ESW-Vorstand zusammen mit dem Ehrenvorsitzenden Dr. Günther Freytag und seinen 2010 in Bonn gewählten Mitgliedern künftighin für die Zeit, in der organisatorische und finanzielle Einschnitte zu überbrücken sein werden, die folgenden Personen an:

Elimar Brandt (2012 bis 2016),
Brunhilde Fabricius (2010 bis 2014),
Dr. Erika Neubauer (2010 bis 2014),
Liesel Pohl (2010 bis 2014),
Fritz Schroth (2012 bis 2016),
Evemarie Stephan-Ambacher (2012 bis 2016),
Kurt Witterstätter (2012 bis 2016).

Berufener Schatzmeister ist Gert Kuchel; als Ehrenvorsitzender ist Dr. Günther Freytag zeitlich unbegrenztes Vorstandsmitglied. Hier einige Angaben zu den bisher noch nicht im ESW-Vorstand tätigen gewählten Persönlichkeiten:

Die Neuen



Magister theol. Elimar Brandt (65) stammt aus Northeim und absolvierte Abitur und Theologie-Studium in Berlin. Nach Kandidatenzeit am Baptistischen Seminar Hamburg leitete er 1974 bis 1991 die Freikirchliche Gemeinde Berlin-Schöneberg und von 1980 an auch deren

diakonische Einrichtungen. 1991 bis 2010 führte Brandt die Immanuel Diakonie Group mit zuletzt über 30 Einrichtungen. Zuletzt bekleidete Brandt Vorstandspositionen in Heiligenstadt und Stendal. Länger war er auch Vorsitzender des Evangelischen Krankenhausverbandes Berlin-Brandenburg und Vorsitzender der Berliner Krankenhausesellschaft. Als Mitglied der Kirchenleitung des Bundes Evangelischer Freikirchlicher Gemeinden BEFG gehört Brandt auch dem Diakonischen Rat Berlin-Brandenburg-Oberlausitz sowie der Diakonischen Konferenz der Diakonie der EKD an.



Diplom-Kaufmann Gert Kuchel (48) ist seit 22 Jahren im Diakonischen Werk der Evangelischen Kirche Deutschlands tätig, zuletzt im Bereich „Brot für die Welt“. In seiner dortigen Tätigkeit beginnt Kuchel nunmehr in Berlin vollzeitig seine zweijährige aktive Vorruhestandszeit, bevor dann zwei Jahre

passive Vorruhestandszeit folgen. Ehrenamtlich ist Kuchel im „Blauen Kreuz“ engagiert und betreibt Fundraising für die Katastrophenhilfe. Kuchel wohnt in Bad Teinach-Zavelstein im Nordschwarzwald. Er ist verheiratet. Seine Ehefrau und er haben fünf Söhne. Im ESW folgt Kuchel als Schatzmeister auf Christa Weinbrenner.



Rechtsanwältin Evemarie Stephan-Ambacher (63) ist in einer Anwalts-Sozietät in Mellungen/Nordhessen als Rechtsanwältin und Notarin tätig. Sie ist verheiratet und hat mit ihrem Ehemann einen erwachsenen Sohn. Frau Stephan-Ambacher ist Mitglied der Evangelisch-Freikirch-

lichen Gemeinde Kassel-Möncheberg und fungiert seit fünf Jahren dort auch als Gemeindeführerin. Zuvor hatte sie sich führend in den Hessischen Baptistengemeinden eingebracht und in der Leitung des Bundes der Baptisten gearbeitet. Sie betätigte sich auch im Verwaltungsrat eines Diakoniewerks und im Vorstand einer Familien-Ferienstätte. Derzeit ist Frau Stephan-Ambacher Mitglied im Aufsichtsrat der Spar- und Kreditbank Evangelisch-Freikirchlicher Gemeinden und im Stiftungsrat einer Verlagsstiftung.

Ohne Solidarität geht es nicht

Jens-Peter Kruse sieht Sozialfragen nicht nur im Generationenverhältnis begründet



„Das Wort ‚Ruhestand‘ sollte abgeschafft werden. Wir brauchen für die nachberufliche Zeit eine gesellschaftliche Aufgabenzuschreibung“, sagte Diplom-Pädagoge Jens-Peter Kruse bei der ESW-

Jahrestagung in Berlin. Der EAfA-Vorsitzende (Evangelische Arbeitsgemeinschaft für Altersfragen) ist sich sicher: Soziale Verantwortung bleibt auch nach der Berufszeit bestehen. Dazu muss den alten Menschen aber auch etwas zugebraut werden, was bislang auch von den Kirchen zu wenig geschehen ist.

Die Kirche muss Kruse zufolge aber auch für jene alten Menschen eintreten, die keine Leistungsbeiträge mehr erbringen. Sie dürfen nicht allein gelassen werden. Denn das vierte Gebot, Vater und Mutter zu ehren, sei auch ein Trost für das gebrechliche Alter. Kirche müsse eine Stütze der älteren Generation sein. In der heutigen Kirche mit ihrem Altersüberhang könne die Allgemeinheit modellhaft die Gesellschaft in 30 Jahren erkennen.

„Die Segel sind jetzt richtig zu setzen“, forderte Kruse. Denn die am stärksten belastete Generation würden die mittleren Jahrgänge der 30- bis 60-jährigen werden. Sie müssen die Umstellung auf kapitalgedeckte Alterssicherungssysteme bewerkstelligen. Schon heute fühlen sich Ältere glücklicher als Jüngere. Aus der Halbkugel mit dem Persönlichkeitsaufbau in der Jugend, dem Zenit der Familienaufbau und der voll im Beruf Stehenden und dem Abbau mit Ruhestand und Alter ist längst die U- und V-Form entstanden: Mit den am stärksten belasteten erwachsenalterigen Menschen und einem glückhaften „Aufstieg ins Alter, der kurz vor der Rentenphase beginnt und bis nahe an den Tod heran führt“.

Mit dem Begriff der Generationengerechtigkeit werde aber leider der Sozialstaat angegriffen. Auf solche Weise konnte davon angelockt werden, dass die größten Ungleichheiten nicht zwischen den verschiedenen Generationen bestehen, sondern innerhalb der einzelnen Generationen existieren. Dabei werden nur die gesellschaftlichen und staatlichen Ausgleichsmaßnahmen in den Blick genommen. Wichtig sind für Kruse aber die privaten Wohlstandsunterschiede. So würden bis zum Jahre 2020 in Deutschland 2,6 Billionen Euro an Produktions- und Immobilienvermögen privat vererbt. Große Summen werden da in vielen Fällen von Alt zu Jung übertragen. In anderen, ärmeren Familien fließen aber geringe oder gar keine privaten Übertragungen. So funktioniert Generationengerechtigkeit ohne allgemeine Solidarität nicht. Zur Solidarität zwischen Alt und Jung gehört für Kruse unerlässlich auch die Solidarität zwischen Arm und Reich: „Wir brauchen

mehr den je neben der Solidarität zwischen den Generationen den Dialog über die Gerechtigkeit“.

Spannungen abbauen

Innerhalb der Familien sieht Kruse auf der Mikroebene die Solidarität ungebrochen. Es herrscht da „ein entspanntes Verhältnis“ zwischen Alt und Jung. Jugendliche haben Respekt vor den Älteren und zollen der Leistung von Eltern und Großeltern Anerkennung. Auf der Makro-Ebene wird die Anspannung zwischen den Generationen aber zunehmen. Noch sind Kämpfe fern, noch sei der Kampf zwischen Jung und Alt nicht im Gang.

Doch die Spannungen sieht Kruse wachsen, der Konflikt zwischen den Generationen sei vorhersehbar, weil die Lasten für die Jüngeren immens steigen, wenn die geburtenstarken Jahrgänge nach dem Jahr 2030 in Rente gehen. Eine Hilfe könnten dann persönliche Begegnungen sein. Doch lebten Alt und Jung zusehends in getrennten Welten. Die Generationen sollten sich daher auch mit Hilfe der Kirchen begegnen, um Verständnis füreinander zu gewinnen. An Beispielen nannte Kruse Mehrgenerationenhäuser, Lese-Initiativen und Schulmediation. Denn nur durch Verständigung unter den Generationen könnten Generationskonflikte vermieden werden.

Gemeinsam Berge versetzen Rita Süßmuth will Potentiale alter Menschen mobilisieren

Bei aller Diskussion sozialer Zustände „darf der Mensch nie außen vor bleiben“, warnte Professorin Dr. Rita Süßmuth in ihrem Referat „Generationsolidarität und Generationengerechtigkeit“ bei der ESW-Jahrestagung in Berlin. Gemäß dem Untertitel „aus persönlicher und politischer

Erfahrung“ sprach die frühere Bundesministerin und Bundestagspräsidentin sehr frei und persönlich zur ESW-Mitgliedschaft. Wichtig sei es immer, Fragen zu stellen und weiter zu lernen. Sie plädierte nicht nur für Wissen und Konzepte, sondern für Bildung und Begegnung.

Auch in der Aussprache zwischen evangelischen und katholischen Christen hat keine Seite die Wahrheit gepachtet. Wer das von sich behauptete, richte mehr Unheil als Heil an. Dabei sei die Generationsfrage ein urchristliches Thema. Auch im hohen Alter noch dazu zu lernen mache Spaß. Man solle nicht fragen: Was kann ich nicht mehr? Sondern man sollte sich die Frage stellen: Was kann ich noch?



Prof. Dr. Rita Süßmuth beginnt ihr Referat bei der ESW-Jahrestagung
Foto: Kurt Witterstätter

Bei der Diskussion der Gerechtigkeit dürften Dr. Süßmuth zufolge keine Fiktionen über das Machbare aufgebaut werden, die nicht realisierbar seien. Dennoch mache es Sinn, über Gerechtigkeit nachzudenken. Dem Staat komme kraft des Gesellschaftsvertrags die Aufgabe ausgleichender Gerechtigkeit zu. Die Probleme der Pflege hätten die Politik sehr lange dominiert. Das würdige Alt-Werden sei dabei vielfach ausgespart worden. Dabei blieben Menschen bis zum letzten Atemzug lebendige Wesen. Dies zu respektieren sei auch ein Akt von Gerechtigkeit und Solidarität. Frühberentungen hätten „zum vorzeitigen Friedhof“ geführt. Die Referentin rief dazu auf, auf das

Potential der alten Menschen zu sehen. „Alte können noch immer auf Entdeckungsfahrt gehen“, so zitierte die Rednerin die Gerontologen Paul Baltes und Andreas Kruse. Zu lange seien auch die Fähigkeiten von Frauen unterschätzt worden. Dabei ergänzten sich in Frauen das Kognitive und das Emotionale und Soziale in hervorragender Weise.

Aggressionen umlenken

Für solchen Paradigmenwechsel führte Rita Süßmuth ihrer gespannt lauschenden Hörerschaft die Beispiele emotionalen und musischen Lernens vor, das sie verstärkt sehen möchte: Der große Geiger Yehudi Menuhin habe in Schulen mittels musischer Erziehung Aggressionen in konstruktive Impulse umgelenkt. So wirke es sich auch positiv aus, wenn alte Menschen in Kindergärten und Schulen mit jungen Menschen Lieder sängen, die die Älteren ja noch gut beherrschen. Beide profitierten von dieser Win-Win-Situation. Kürzlich habe die Robert-Bosch-Stiftung eine ostwestfälische Schule für die zahlreichen Übergänge ihrer Entlass-Schüler auf weiterführende Bildungsstätten und in die Berufswelt ausgezeichnet. Ursächlich dafür sei ein dort ehrenamtlich tätiger, 80jähriger ehemaliger Handwerker gewesen, der die Potentiale der Schüler entdeckte und förderte. So könnten Ältere Schülern helfen beim Schreiben ihrer Bewerbungen, könnten Patenschaften in ihren alten Betrieben bilden und Empfehlungen geben für das Auftreten im Vorstellungsgespräch. „Das ist Menschenhilfe und Diakonie“, folgerte Süßmuth.

Ältere dürften sich keinesfalls schwach und ausgegrenzt fühlen. Teilhabe alter Menschen sei so lange zu ermöglichen, wie es geht. Für sozial benachteiligte alte Menschen benötigten wir ausgleichende Gerechtigkeit. Altersarmut sei schon bei ihrer Entstehung durch Geringfügigkeitsarbeit zu bekämpfen. „Wir Christen müssen uns dagegen zur Wehr setzen“, forderte Süßmuth. „Das geht auch uns Ältere an“. Und weiter forderte Süßmuth: „Wir wollen gemeinsam Berge versetzen“. Dazu müsse man konsequent durch-

halten, wozu sie ihr Eintreten für Christos lange umstrittene Reichstagsverhüllung anführte.

Das gesellschaftliche Engagement müsse so gestaltet werden, dass jeder, der in Not fällt, geholfen bekommt, wenn er sich zuvor eingesetzt hat. So lobte Süßmuth genossenschaftliches Denken. „Christen brauchen sich nicht zu verstecken“, bekannte Rita Süßmuth. Sie würden leider zu oft in ängstliche Zurückhaltung verfallen. Dabei seien die Liebesbotschaft und die Möglichkeit zum Neuanfang im Leben eine der größten Stärken des Christentums.

Die Leichtigkeit der Jungen Erika Neubauer befürwortet dialogische Alt-Jung-Projekte

Das Miteinander von Alt und Jung, verstärkte Unterstützung der Familien und eine integrierende Stadtentwicklung waren die Anliegen des Referates „Solidarische Beziehungen zwischen Alt und Jung in Zukunft“ der stellvertretenden ESW-Vorsitzenden Dr. Erika Neubauer bei der ESW-Jahrestagung in Berlin. Die Beziehungen zwischen den Generationen sind gegenwärtig zwar harmonisch, jedoch drohen Dr., Neubauer zufolge in Zukunft durchaus Konflikte.

Die Generationen-Solidarität ist gegenwärtig hoch, stellte die Referentin eingangs fest. Das schlägt sich in Kontakten, auf der emotionalen Beziehungsebene und in Unterstützungen nieder. Sehr enge generationelle Beziehungen hätten 60 Prozent Befragter, Unterstützungen würden in 55 Prozent Fällen geleistet. Von Jung zu Alt liefen Stützungen besonders mittels Besuchen, Mithilfen und Freizeitaktivitäten. Von Alt zu Jung flössen vor allem Ratschläge, Enkelbetreuung und finanzielle Übertragungen. Die Pflegebereitschaft sei bei 47 Prozent befragter Jüngerer vorhanden, real falle sie aber wegen Entfernungen

und zeitlicher Beengung geringer aus. Dreiviertel Ältere wännen, von den Kindern geholfen zu bekommen (mit Kindern zu 82 Prozent, bei Kinderlosigkeit nur zu 41 Prozent).

Die künftigen Konflikte bestehen für Dr. Erika Neubauer darin, dass die intergenerationelle Hilfe wegen des zurück gehenden personellen Inventars geringer ausfällt. Durch den demografischen Wandel stehen weniger jüngere Pflegebereite zur Verfügung. „Wir bekommen kleinere Familien, und die Mobilität zerreißt familiäre Kontakte“, resümierte die Referentin. Konflikte können auch zunehmen, weil die Älteren immer raumreifender agieren. Aber Altersarmut und Pflegebedürftigkeit nähmen zu. Die Angstmache werde zudem noch medial verstärkt. Zu befürchten sind



verschärfte soziale Unterschiede, zunehmende Vereinsamung, Egoismus und Abnahme der Sicherheit. Hoffnung besteht dagegen in mehr Solidarität, dem Knüpfen tragender sozialer Netze, gestärkten Familien und wirtschaftlicher Prosperität.

Dr. Erika Neubauer

Gemeinsames Tun

Zur Stärkung der intergenerationellen Solidarität erinnerte Dr. Neubauer an viele vorbildhafte Großeltern. Sie springen bei Ausfall der Eltern die Familie stärkend ein. Bedeutsam werden generationsübergreifende Lernprozesse: Die Älteren könnten von den Jüngeren die Leichtigkeit der Lebensführung lernen. Die Jüngeren profitierten vom zeithistorischen Wissen der Älteren. Bewährt hätten sich in jüngster Vergangenheit dialogische Alt-Jung-Projekte, zu denen die Referentin eine Fülle an Beispielen anführte: So die Mentorenschaft, gemeinsames Wohnen in Mehrgenerationen-Anlagen, Erfahrungsaustausch,

gemeinsame Betätigungen (wie Schüler in Altenheimen, Zeitzeugenschaft, Leseprojekte und Pflegebegleitungsprogramme).

Diese wechselseitige Solidarität der Generationen will Dr. Neubauer aber auch staatlicherseits gefördert sehen. Der Staat muss die Familien so unterstützen, dass sie nicht überlastet werden. Flankierende Maßnahmen sind vor allem für junge Familien mit Kleinkindern erforderlich, weiter für überlastete Familien, aber auch für Familien in Pflegesituationen. Auch eine integrative Stadtentwicklung solle dieses Miteinander besser ermöglichen durch die Stützung von Begegnung und Dialog. Die Generationen dürften nicht auseinander driften. Der Segregation der Generationen soll gegen gesteuert werden. Die Alten dürften nicht auf die grüne Wiese vor der Stadt oder an den Waldrand verbannt werden. Denn sie gehörten mitten in das Gemeinwesen. So bedarf es Dr. Neubauer zufolge auch durch staatliche Anstöße der Weiterentwicklung der generationellen Solidaritäts-Netzwerke.

Sich wehren Lernen Roswitha Kottnik: Altenhilfe muss „Projektitis“ überwinden

In ihrem Vortrag „Generationengerechtigkeit konkret“ bei der ESW-Jahrestagung in Berlin sprach sich Pfarrerin Roswitha Kottnik, Referatsleiterin Offene Altenhilfe beim Diakonie-Bundesverband Berlin, gegen eine kommunale Altenhilfe nach Kassenlage aus. Die kurzfristige „Projektitis“ auf dem Gebiet der Altenhilfe führe nicht weiter. Alte Menschen bräuchten Verlässlichkeit und ein helfendes Umfeld auf Dauer. Sie lernten es aber, sich gegen kurzatmige Programme zu wehren.

Obwohl wir auf eine Gesellschaft zugehen, in der jeder Dritte über 65 Jahre alt sein wird, halten sich tradierte Bilder vom Alter. Alte Menschen würden noch immer mit Hinfälligkeit, Nachlassen der Kräfte, Unfähigkeit zur Selbstsorge und

Abhängigkeit in Verbindung gebracht. So sieht auch § 71 SGB XII, die Altenhilfe-Bestimmung des Sozialhilfe-Gesetzbuchs, worüber die Referentin sprach, vor, dass Schwierigkeiten des Alters begegnet und den alten Menschen zu Kontakten aufgeholfen wird. Diese in sich ambivalente Vorschrift wird von den Kommunen unterschiedlich ausgelegt und ausgestaltet. Vom fürsorglichen Beistand sei man über die Stärkung eigenverantwortlicher Selbsthilfe zum Aufruf zu Bürgerschaftlichem Engagement gelangt. „Eine insgesamt konsistente Altenhilfepolitik hat sich aus der Vorschrift des § 71 SGB XII nicht entwickelt“, stellte die Rednerin fest. Die Kommunen interpretieren die Bestimmung als freiwillige Leistung und setzen sehr unterschiedliche Akzente.



Pfarrerin Roswitha Kottnik

Streichungen und Leistungsabbau
Leider werden die Hilfen im Zuge der kommunalen Finanznot oftmals abgebaut. „In der Praxis heißt das: Seniorenbegegnungsstätten werden geschlossen, Sozialarbeiterstellen werden gestrichen oder nicht mehr besetzt. Was bisher

durch beruflich ausgebildete Kräfte geschah, soll durch freiwilliges Engagement, meist der Älteren selber, ersetzt werden. Langsam erst lernen Ältere, sich zu wehren. Sie sind zwar in hohem Masse bereit, sich zu engagieren, aber nicht als Notlösung einzuspringen“, stellte die Vortragende fest.

Bund, Länder und einige Kommunen hätten eine große Zahl an Modellprojekten ins Leben gerufen. Deren Förderungen erstreckten sich aber nur über drei bis fünf Jahre. Viele sehr erfolgreiche Projekte hätten nach Auslauf der Förderung ihren Betrieb einstellen müssen, weil keine neuen Finanzquellen erschlossen werden konnten. Darauf habe die Diakonie eine Sockelfinanzierung mit dem Ziel ins Spiel gebracht: „Weg von der Projektitis hin zur Verlässlichkeit!“

Zur künftig verstärkt drohenden Altersarmut forderte Roswitha Kottnik: „Die Armutsbekämpfung darf nicht nur die Alterssicherungssystemen modifizieren, sondern muss bereits in der Entstehungsphase im aktiven Erwerbsleben der künftig Alten ansetzen. Hier sind insbesondere die Bildungs-, Arbeitsmarkt- und die Beschäftigungspolitik sowie die Familienpolitik gefordert“. Individuelle Erwerbzlücken müssten möglichst gering gehalten werden, denn „der beste Schutz gegen Altersarmut besteht in einer möglichst kontinuierlichen Erwerbsbiographie“.

Solidarität bleibt

Das Miteinander der Generationen bezeichnete die Rednerin als harmonisch: „Die Beziehungen zwischen Eltern und Kindern sind heute überwiegend positiv“. Das Alter engagiere sich aber auch außerhalb der Familie: „Dreißig Prozent der 70- bis 85jährigen sind als Ehrenamtliche engagiert und/oder nutzen außerhäusliche Bildungsangebote“, teilte die Referentin mit. Trotz leichter Schwankungen nähmen diese Aktivitäten in letzter Zeit sogar noch zu. Auch für Kirche und Diakonie seien die Potenziale älterer Menschen ein noch zu hebender Schatz.

„Das Engagement der Älteren ist jedoch nicht voraussetzungslos: Sie wollen die Zielsetzung

der Projekte mitbestimmen, über den Umfang der Arbeit selbst entscheiden und sich mit ihren Fähigkeiten und Qualifikationen einbringen können“, stellte Kottnik fest. So wollten in der Altenarbeit aktive Verbände von Kirche und Diakonie ein Qualitätshandbuch erstellen zu den Voraussetzungen für eine gut strukturierte, aber auch fantasievolle Altenarbeit. In einer Fülle von erfolgreichen Praxisbeispielen werde dargestellt, wie innovative Seniorenarbeit entwickelt und umgesetzt werden kann. Die Referentin erläuterte daraus die Musikmeditation, die Kulturkirche Garath und die Herzens-Sprechstunden. Hoffnungsfroh stimme auch, dass die Besucher beim Zehnten Deutschen Seniorentag in Hamburg unter den folgenden sechs Hoffnungs-Sätzen: „... , dass ich nicht alleine bin; ich gesund bleibe und zu hause sterben kann; ich noch eine Aufgabe habe; mit dem Tod nicht alles aus ist; von mir etwas bleibt; auch die nach uns kommen noch ein gutes Leben haben“ der letzte Satz mit dem guten Leben für die Nachfolgenden die meisten Stimmen erhielt.

Ausflug in den Spreewald

Vor Roswitha Kottniks Referat erlebte die in Berlin anwesende ESW-Mitgliedschaft eine stimmungsvolle Ausflugsfahrt in den Spreewald südöstlich Berlins.



ESW-Mitglieder bei der Berliner Jahrestagung auf Ausflugsfahrt in den Spreewald Foto: Elisabeth Heinecke

Die Sehnsucht hinter der Sucht

Vortrag „Sucht im Seniorenalter“ im ESW Rheinland in Wuppertal

von Klinikleiter Werner Brück, Radevormwald

In einer Informationsveranstaltung beschäftigte sich das Evangelische Seniorennetzwerk Rheinland-Westfalen-Lippe in der Zentrale des Blauen Kreuzes in Wuppertal mit der Suchtabhängigkeit im Alter. Der ehemalige Leiter der Suchtklinik des Blauen Kreuzes in Radevormwald, Werner Brück, referierte zu Erscheinungsformen, Ursachen, Hilfsmöglichkeiten und Therapiezielen der Suchterkrankung im Alter. Wir veröffentlichen hier den Vortrag des Referenten.

Abhängigkeiten in den unterschiedlichsten Formen treten in jedem Lebensalter auf und natürlich auch im Rentenalter. In ihrem neuesten Drogenbericht weist die Drogenbeauftragte der Bundesregierung, Mechthild Dyckmanns, besonders darauf hin, dass suchartiges Trinken von Alkohol zunehmend ein Altersphänomen ist. Dabei stellt sie fest, dass „schädlicher Suchtmittelkonsum und Abhängigkeit im Seniorenalter bislang zu wenig beachtet wird“.

Aktuelle Zahlen belegen, dass 17 Prozent der Frauen und 28 Prozent der Männer über 60 Jahre in „gefährlichen“ Mengen trinken, also dem sogenannten riskanten Alkoholkonsum unterliegen. Im Jahr 2011 wurden in Deutschland 12.345 über 60-Jährige mit einer Alkoholvergiftung in ein Krankenhaus eingeliefert. Bei etwa 2 Prozent aller über 60-Jährigen (das sind 400.000 Männer und Frauen) besteht das Vollbild einer behandlungsbedürftigen, ausgeprägten Alkoholabhängigkeit. Dyckmanns fordert daher eine engere Zusammenarbeit von professioneller Suchthilfe,

Altenheimen und anderen Senioren-Einrichtungen, um die Betroffenen dort abzuholen, wo sie sind. Man dürfe nicht darauf warten, dass ältere Menschen eigeninitiiert zur Suchtberatung kommen.

Ursachen von Abhängigkeit im Alter

Das Entscheidende ist nicht die Wahl des Suchtmittels (Alkohol, Medikamente oder anderes) sondern dessen Funktion. Es muss die Frage gestellt werden: Welche Lücke füllt das Suchtmittel aus? Es geht um die Erwartung der Suchtmittelwirkung (Erleichterung, Vergessenkönnen, den seelischen Schmerz nicht fühlen müssen). Zusammengefasst lässt sich sagen: Der Suchtkranke sucht in seinem Suchtmittel das, was ihn zu dem macht, was er gerne sein möchte, es aber aus sich selbst heraus nicht vermag. „Eine Sucht entsteht allemal dort, wo gesucht, aber nicht gefunden wird!“ (Alexander Mitscherlich).

Ein besonderes Problem stellt die reduzierte Verträglichkeit von Alkohol bei Senioren dar. Sie reagieren auf Alkohol empfindlicher als Jüngere, sie „vertragen“ nicht mehr so viel wie in früheren Jahren. Bei gleicher Trinkmenge ist im Alter die Blut-Alkohol-Konzentration erhöht, d.h. der Fettanteil im Gewebe ist größer als der Anteil von Körperwasser. Somit entsteht eine höhere Alkoholkonzentration im Blut. Trinkt der Ältere aus früherer Gewohnheit ähnliche oder gleiche Mengen wie zuvor, riskiert er damit gravierende Folgen wie schnelleren Rauschzustand, schwere Stürze, zunehmende Verwirrtheit und anderes mehr. Mit dem Eintritt in das Rentenalter häufen sich Grenzsituationen und Lebenskrisen; hier sind zu nennen:

- Verlust des Lebenspartners oftmals verbunden mit langer vorhergehender, Kräfte zehrender Pflege des Partners;

- Zunahme von Todesfällen im Freundes- und Verwandtenkreis und damit Verlust von vertrauten sozialen Bindungen mit der Folge von Einsamkeit und sozialer Isolation;

- Verlust des beruflichen Status und der damit verbundenen verlorenen Anerkennung und Leistungsfähigkeit;

- Befürchtung, in Vergessenheit zu geraten, abgeschoben zu werden, Angst vor dem Tod, vor der „Endlichkeit“ der eigenen Existenz;

- verstärkte Abhängigkeit durch andere (Autonomieverlust);

- Nachlassen der körperlichen und geistigen Kräfte, vermehrte Erkrankungen und daraus entstehende Gefühle von Wertlosigkeit und Minderwertigkeit sowie auftretende Behinderungen mit Einschränkung der Mobilität;

- viele der heute über 70jährigen leiden noch erheblich unter den weitgehend verdrängten und nicht verarbeiteten Kriegserlebnissen und Nachkriegserfahrungen

Fehlende Hilfe

Es besteht ein deutliches Missverhältnis zwischen dem Bedarf und der Inanspruchnahme von therapeutischer Hilfe bei Senioren. Wesentliche Gründe dafür sind:

- Die Rentenversicherung finanziert nur Arbeitsfähige („Reha vor Rente“) mit dem Schwerpunkt „Wiederherstellung der Arbeits- und Leistungsfähigkeit“. Ein Antrag auf Rehabilitation bei der für Senioren zuständigen Krankenversicherung wird zu selten gestellt.

- Ärzte sind in ihrer medizinischen Ausbildung zu wenig mit dem Suchthilfesystem vertraut worden, stellen daher bei älteren Patienten seltener die Diagnose „Alkoholabhängigkeit“ und leiten daher auch kaum eine entsprechende ambulante oder stationäre Behandlung ein.

- Vielmehr verschärfen sie oftmals die Suchtproblematik durch die Verschreibung von Psychopharmaka und anderen Medikamenten, die entweder ein hohes Suchtpotential oder mit

Alkohol nicht vereinbar sind (sogenannte iatrogene Abhängigkeit).

- Das Versorgungssystem der Altenhilfe verfügt normalerweise über wenig Kompetenz im Umgang mit Suchtprobleme, obwohl zwischen 7 und 10 Prozent der Bewohner betroffen sind.
- Verdrängung und stillschweigende Duldung der Alkoholprobleme durch die Angehörigen (sogenannte „Co-Abhängigkeit“).
- Gewöhnungseffekt der Umwelt („er/sie hat schon immer getrunken“).
- Starke Schamgefühle des Abhängigen.
- Alkoholmissbrauch im Alter

Bei älteren Menschen mit Alkoholproblemen wird zwischen drei Formen unterschieden:

- Bei der „early onset-Gruppe“ (EO) handelt es sich um die sogen. „Früh-Anfänger“. Sie haben bereits lange vor dem 60. Lebensjahr mit dem Trinken begonnen. Zu dieser Gruppe gehören 50 - 60% der Alkoholabhängigen.
- Die „late onset-Gruppe“ (LO), als sogen. „Spät-Anfänger“, umfasst diejenigen, die erst nach dem 60. Lebensjahr mit dem abhängigen Trinken beginnen. Sie stellen 20 - 40% der älteren Suchtkranken dar. Auf sie treffen insbesondere die o.g. Gründe für den späten missbräuchlichen Alkoholkonsum zu.
- Bei der Gruppe der sogenannten „rückfälligen Trinker“ (zwei bis fünf Prozent der älteren Alkoholabhängigen) handelt es sich um Betroffene, die früher bzw. im mittleren Lebensalter chronisch getrunken haben, das ambulante und stationäre Suchthilfesystem durchliefen, über längere Zeiträume (teils 10 bis 20 Jahre) alkoholabstinent lebten und dann unter den Belastungen des Alters erneut rückfällig wurden.

Therapie-Erfolge

Bei der late onset-Gruppe ist ein Therapieerfolg häufig deutlich schneller zu erreichen als bei den beiden anderen oben genannten Gruppen. Sie weisen, sofern sie das Suchthilfesystem in Anspruch nehmen, in der Regel eine stabile Behandlungsmotivation auf, zumal für die LO-Patienten eine professionelle Entwöhnungstherapie die erste psychotherapeutische Behandlung überhaupt darstellt.

Die besten Therapieerfolge bei älteren Alkoholabhängigen weisen stationäre Suchteinrichtungen auf, die die älteren Patienten in altershomogenen Gruppen zusammenfassen. Das Zugehörigkeitsgefühl zur eigenen Altersgruppe, die erlebte Solidarität und geteilte Lebenserfahrungen wirken sich günstig auf die Lebenszufriedenheit und die Therapiemotivation aus. Mit einem derart altersspezifischen Therapiekonzept erreichen ältere Patienten mindestens ebenso hohe Abstinenzquoten wie jüngere Patienten. Da die Prognose für eine erfolgreiche Behandlung von älteren Abhängigen (insbesondere der LO-Gruppe) gut ist, sollten diesen Betroffenen unbedingt Hilfsangebote gemacht werden.

Die Therapiemotivation bei Älteren erfolgt primär durch andere Menschen, also Partner, Kinder oder auch Enkelkinder, die die Situation offen ansprechen und darauf drängen, dass Abhilfe geschaffen wird. Der Betroffene selbst ist häufig nicht mehr in der Lage selbständig den ersten Schritt zu wagen.

Therapieziele bei Älteren

- Erstellung einer Lebensbilanz unter besonderer Würdigung der Lebensleistung des älteren Patienten;
- Entwurf von Perspektiven für den weiteren Lebensweg (so die Überlegung bei Alleinlebenden, ob ein Seniorenwohnheim oder Betreutes Wohnen eine Alternative darstellt);
- Erarbeitung einer gesunden Lebensführung;
- Planung sinnvoller Freizeitgestaltung;

- Aktivierung bzw. Reaktivierung von Interessen und Hobbys;
- Auseinandersetzung mit Krankheit, dem eigenen Sterben und Tod;
- Thematisierung von Sinnfragen aus religiöser Sicht (Seelsorge);
- Verbesserung der Konzentration der Merkfähigkeit durch tägliches Gedächtnistraining;
- Überprüfung der eigenen Bedürfnisse nach Nähe, Zärtlichkeit und Sexualität;
- Neue Kontakte herstellen und Reaktivierung von vertrauten sozialen Beziehungen;
- Überwindung von jahrelang verfestigtem Familienstreit, Versöhnung und Auflösung von Gefühlen der Verbitterung;
- Beseitigung bzw. Linderung von Inkontinenz;
- Erhöhung der Mobilität;
- Gewinnung von neuer Lebensfreude.

Fazit

Grundsätzlich kann festgestellt werden, dass zwar Suchtmittelabhängigkeit im Seniorenalter ein zunehmend ernst zu nehmendes Problem darstellt, dass jedoch das vorhandene, gut vernetzte professionelle und ehrenamtliche Suchthilfesystem (insbesondere Selbsthilfegruppen) auch für ältere Patienten Erfolg versprechende Heilungschancen bietet. Darauf verweist der 35 Jahre im professionellen Suchtbereich erfahrene Verfasser in besonderer Weise durch die zahlreichen ermutigenden Beispiele in seinem im Blaukreuz-Verlag erschienenen Buch „Das schaffen wir: Von Alkoholabhängigen und ihren Angehörigen“.

Nicht zur Seite schieben Vom Runden Tisch Bayern: Brückengeneration Alte einbinden

von Fritz Schroth, Bischofsheim

Vorschläge zur Einbindung der älteren Generation in das kirchliche Leben erarbeitete der Runde Tisch Generationengerechtigkeit der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche Bayern. Landessynodaler und zweiter ESW-Vorsitzender Fritz Schroth, Bischofsheim, trug die Anregungen vor. Daraus drucken wir hier wesentliche Passagen, die von allgemeinem Interesse sind, ab.

Gottes Verheißungen gelten auch für das Alter! Gottes Aufträge bleiben auch im Alter bestehen! Gerade Ältere haben spezielle Aufgaben zur Generationengerechtigkeit. Sie sind die Brückengeneration, die ein Schutzraum für die kommenden Generationen sein kann. Sie, Herr Landesbischof Professor Bedford-Strohm, haben in Ihrer Predigt am Sonntag von der hohen Verantwortung gesprochen, die wir als Verantwortliche in der Leitung unserer Kirche haben angesichts des Gerichtstextes am Ewigkeitssonntag. Die Verantwortung, die Gaben und Fähigkeiten der Mitglieder unserer Kirche einzusetzen und zu gebrauchen endet nicht mit dem 65. Lebensjahr. Schaut man in die Kirche hinein, so werden die Defizite schnell deutlich. Das Sozialwissenschaftliche Institut der EKD hat kürzlich eine Untersuchung vorgelegt, nachdem die Pfarrerinnen und Pfarrer in der Regel ihren Blick auf die Älteren allein in Betreuung sehen und nicht im Potential, das die Älteren einbringen können.

Die Pfunde gebrauchen

Ein Seminar für ein „Sinnerfülltes Nichtstun“, das kann es nicht sein. Bedenklich stimmt, dass sich viele aus unserer Kirche, auch Hauptamtliche im Ruhestand, sich eher im säkularen Bereich engagieren, als in der Kirche. Hier ist der Handlungs-

bedarf einer wertschätzenden Wahrnehmung und des Gebrauchtwerdens, dringend geboten. Nach einer vor kurzem vorgelegten Studie, die im Rahmen der Woche des Bürgerschaftlichen Engagements erhoben wurde, hat jeder zweite ältere Deutsche Lust, im Ruhestand ehrenamtlich zu arbeiten. Wörtlich heißt es: „Das Bild des greisen Rentners ist längst überholt. Die Älteren haben Lust, ihr Potential an Wissen, Kreativität auch nach dem Beruf in die Gesellschaft einzubringen“. Diese Entwicklung, liebe Konsynodale, kann und darf doch nicht an der Kirche vorbeigehen! Es kommt einer Nichtachtung der gegebenen anvertrauten Pfunde gleich, wenn diese Gaben, die Potentiale nicht erkannt, oder nicht gewollt, oder auf die Seite geschoben werden.

Zugleich gilt aber auch, die Älteren müssen gewonnen werden; sie kommen nicht automatisch. Sie müssen gewonnen werden. Im Bereich von Diakonie und Kirche werden die Gaben und Fähigkeiten aller gebraucht. Hier ist ein Nachholbedarf.

Grundsätzliche Aufgaben

Zu den grundsätzlichen Aufgaben, die sich stellen, gehören unter anderem das nachhaltige Infragestellen der Altersgrenzen, besonders im Ehrenamt. Es ist bequemer, das Fallbeil bzw. die Automatik eines bestimmten Alters zu gebrauchen, als danach zu fragen, ob jemand mental und körperlich in der Lage ist, ein Amt weiter auszuüben. Wir haben ein großes Potential an hauptamtlichen Pfarrerinnen und Pfarrer im Ruhestand. Auf der anderen Seite haben wir oft stark belastete oder überlastete Hauptamtliche im Dienst. Zunehmend haben wir leerstehende Pfarrhäuser, die vor allem auf dem Land nicht einfach zu verkaufen sind. Und ein Haus, das zehn Jahre lang leer steht, fällt spätestens dann der Spitzhacke zum Opfer. Wäre es nicht an der Zeit, Geistlichen, die in den Ruhestand gehen, ein solches Pfarrhaus zur Verfügung zu stellen mit dem Ziel, sich ehrenamtlich in Seelsorge und Verkündigung einzubringen. Zudem könnten die Ruheständler, da sie jetzt freier sind, die Themen bearbeiten, die ihnen in ihrer aktiven Zeit aus

Mangel an Zeit nicht möglich waren. Nach dem Bericht der Bundesregierung kann ein Mensch bis weit ins achte Lebensjahrzehnt hinein gehen. Zudem wird der evangelische Pfarrer wesentlich älter als sein katholischer Kollege. Hier ist ein ungenütztes Potential, das in der Kirche, in den Gemeinden aber gebraucht wird. Natürlich stellen sich Fragen, wie das geht. Nur: Wo lernen Pfarrerinnen und Pfarrer nicht nur wie sie in den Dienst hineinkommen, sondern wie sie die Phase nach der aktiven Zeit angehen und gestalten können? Damit komme ich zu einem nächsten Punkt.

Gelingende Übergänge

Eine weithin offene Flanke sind gelingende Übergänge, von einer Generation zur nächsten, von der Berufssituation in die zweite Reihe der Tätigkeit und Verantwortung zurück. Gelingende Übergänge braucht es nicht nur in Familienbetrieben oder in Familien grundsätzlich. Gelingende Übergänge werden immer zwischen der in die Verantwortung kommenden Generation und jenen gebraucht, die Verantwortung abgeben. Die Kirche vor Ort ist „Akteur im Sozialraum“ und hat dort die Aufgabe einer eigenen, spezifischen Stimme. Ihr Beitrag kann unter anderem in folgendem bestehen:

- Die das Leben orientierende Kraft des Evangeliums deutlich zu machen und dabei auf die erschließende Dimension der biblischen Überlieferungen für verschiedene Lebensphasen zu verweisen (am Beispiel „Alter“: Neuwerden als „blühen und grünen“ z.B. in Psalm 92, Segensverheißungen an Erzmütter und Erzväter, Viertes Gebot, „Altersweisheit“, Generationengerechtigkeit als „Schatz im Acker“, „neue Schöpfung“ in Christus und anderes);

- Gespräche der Generationen miteinander und innerhalb der Generationen zu ermöglichen (vgl. das „Polylog“-Konzept: jede/jeder bringt das Wissen ein, das ihr/ihm zur Verfügung steht, stellt es zur Verfügung und unterstützt so andere);

- auf die Haltungen und die Werte (Respekt,

Teilnahmegerechtigkeit, Barmherzigkeit und ähnliches) hinzuweisen, die für das Miteinander in der Gesellschaft gebraucht werden und persönlich selbst ein Erlebnis-, Lern- und Lehr-Ort für diese Werte zu sein;

- bei Angeboten von den konkreten Menschen her zu denken, Freiräume selbstbestimmter Beteiligung zu ermöglichen, aber auch gezielt „zur Kirche“ einzuladen;

- ökonomische Engführungen (auch im Blick auf Ängste vor mangelhafter Versorgung und auf intergenerative Lasten) vor Ort zu thematisieren und einer grundsätzlichen Professionalisierung aller Angebote vor Ort und in der Region zu widersprechen.

Alter in Kirche und Gemeinde

Zentral für das Reden und Handeln von Kirche in die Gesellschaft hinein sind folgende Punkte:

- die Ermutigung zur Verantwortung der Menschen für das je eigene Leben auf der Grundlage des befreienden Evangeliums von Jesus Christus und der in ihm verkündeten Gerechtigkeit des Menschen, die vor Gott gilt;

- das Thematisieren der unterschiedlichen Fragen der Generationengerechtigkeit sowie das Bereitstellen eigener gelebter Antworten darauf;

- die Anleitung zur gezielten Wahrnehmung insbesondere von Armut, Benachteiligung und Ausgrenzung als Verhinderung von Gerechtigkeit mitten unter uns.

Konkrete Beispiele

Es gibt viele gute Beispiele dafür, wie dieses generationelle Miteinander gelingen kann. Ich nenne Ihnen einige:

Durch konkrete Projekte zur Förderung des Miteinander der Generationen (Mitarbeiterbörsen, Schwungfeder-Projekte, Mehrgenerationenhäuser, Mittagstische der Generationen, „Zeitbanken“, organisierte Begegnungen verschiede-

ner Zielgruppen und ähnliches);

- durch Ermöglichung von Ehrenamt und Bürger-schaftlichem Engagement, konkret im Kontext der ersten Phase des Ruhestandes;

- durch aktive Beteiligung an gesellschaftlichen Netzwerken und den dort geführten Diskursen zum Thema „Generationen“;

- durch das Prüfen eigener Angebote am Maßstab der Generationengerechtigkeit;

- durch die Arbeit am eigenen Profil als sorgende Gemeinschaft;

durch intergenerative Methoden der Erwachsenenbildung („His-Story-Konzept“, Erzählformen als ‚oral history‘, „Zeitschreiber“-Projekte und anderes), die zur Erweiterung der intergenerativen Kompetenz Ehren- und Hauptamtlicher beitragen.

An jedem Tag Erntedank ERF-Radiosendung des ESW „Dankbarkeit macht den Menschen aus“

Dank gehört zum Leben eines Christen: Gott ist für seine grenzenlose Liebe zu uns Menschen zu danken. Das war das Motto der jüngsten ERF-Radiosendung mit Beteiligung des ESW „Dankbarkeit macht den Menschen aus“.

Liesel Pohl wies einleitend darauf hin, dass 20.000 Menschen beim Zehnten Deutschen Seniorentag in Hamburg festgestellt hätten, dass die alten Menschen heutzutage so wohlhabend und gesund seien wie nie zuvor. Aber seien sie auch dankbar? Dabei ist „Dankbarkeit bunt und sprudelnd wie ein Brausebad“. Dank lasse die wohlthuenden Seiten des Lebens nochmals aufblühen. Man nehme dabei auch andere wahr und

engagiere sich für sie. Vermeiden solle man, nur seine Leistungen und Erfolge in den Vordergrund zu stellen. Auch Gewissenhaftigkeit und Verantwortung für andere sollten nicht in den Mittelpunkt gerückt werden. Im kirchlichen Bereich würde Einsatz für andere aber oft als zu selbstverständlich angesehen. Dankbar soll man stets für Gottes liebende Güte sein. Dank mache den Geber groß. Insofern sollte an jedem Tag Erntedank sein.

Oberin i. R. Anneliese Kirschner von Tabea Hamburg war es in der Sendung ein Anliegen, für ihre Wegführung als Diakonisse zu danken. Dieser Weg habe sie auch durch eine Lebenskrise geführt und diese bewältigen lassen. In dieser Krise habe sie Anklage und Trauer, Depression und Verbitterung empfunden und eingesehen, dass sie so nicht weiter arbeiten könne. Dank seelsorgerlicher Hilfe habe sie in noch stärkerer Hingabe an Christus einen Ausweg gezeigt bekommen. Neues Vertrauen und Freude an ihrer Arbeit hätten sich eingestellt. Verstärkt habe dies eine alte, fast erblindete Schwestern-Kollegin, die geäußert habe „Danken schützt vor Wanken, Loben sieht nach oben“. Auch erzählte Schwester Kirschner von einem Tipp, den sie bekommen habe: Sie solle ihre Armbanduhr an den anderen Arm als bisher heften. Jedes mal, wenn sie über den Blick auf die falsche Seite erstaune, sollte sie Gott dafür danken, dass er da sei und sie liebe. Das Psalmwort helfe „Lobe den Herrn meine Seele und vergiss nicht, was er Dir Gutes getan hat“.

Über Dank-Lieder sprach Günter Balders in der ERF-Sendung. Unsere Tage seien reich an Geschenken, die uns unser Gott mache: Wasser, die Zeitung, Müllabfuhr, eigene Arbeit, Werkzeuge und Kräfte, andere Menschen, ein Blumenstrauß. Ein alltägliches Dankgebet sei für all dies angebracht. Zu viel angestimmten Dankversen seien die Lieder Martin Gotthard Schneiders und Michel Quoix geworden. Man könne aber auch in die Vergangenheit auf Paul Gerhardt zurück greifen, der sich für das Ende des Dreißigjährigen Krieges dankbar gezeigt habe. Aus der Dank-

barkeit des Moses seinem Gott gegenüber habe Gerhardt 27 Verse geschrieben. Heute könnte solcher Dank dem Ende des Zweiten Weltkriegs und der Deutschen Wiedervereinigung gelten. „Deutschland, sing Lieder im hohen vollen Chor!“, rief der Autor über die Ätherwellen aus.



Nach der Ernte im Jahre 2012 Foto: Kurt Witterstätter

Falsches Signal Brief von Frank Ertel an DW- Präsident Johannes Stockmeier

Zur geplanten Mittelkürzung des ESW durch das Diakonische Werk hat der Sprecher der Fachgruppe 3 „Volksmissionarische und seelsorgerliche Fachverbände“ der Diakonie, Pfarrer und Diplom-Sozialpädagoge Frank Ertel, an Präsident Johannes Stockmeier folgenden Brief gerichtet. Er beklagt darin den Verzicht auf die Stimme der Senioren selbst in der Diakonie durch die Existenzgefährdung des ESW als großen Verlust und ruft zu einem Gespräch auf, das die getroffenen Entscheidungen überdenkt. Hier der Brief Ertels an Präsident Stockmeier.

Sehr geehrter Herr Präsident, sehr geehrte Frau Lohheide,

am Rande der letzten Konferenz waren wir ja schon über die Situation des ESW ins Gespräch gekommen. In der Zwischenzeit habe ich die Gesprächsnotiz des Gespräches mit dem ESW erhalten. Das Ergebnis dieses Gespräches kann aus meiner Sicht nicht das letzte Wort in dieser Sache sein und braucht weitere Überlegungen.

In der Sache möchte ich als Sprecher der Fachgruppe 3 gerne wie folgt Stellung nehmen: Es ist für mich sehr überraschend, dass es zu diesem Schritt mit einer derartigen Folge und einer Vehemenz an dieser Stelle kommen soll. Wie ich durch den Vorsitzenden des ESW erfahren durfte, stellt dieser Schnitt eine Existenzgefährdung des Verbandes dar. Die Folgen sind also weitaus weitreichender, als nur ein punktueller Entzug einer Unterstützung.

Aus meiner Sicht können wir es uns als Diakonie in Deutschland bei der derzeitigen demographischen Entwicklung nicht leisten, auf eine Seniorenarbeit von Senioren zu verzichten. Dieser Fachverband hat eine Qualität, wie unter anderem die politische Vertretung in der BAGSO, die derzeit nicht zu ersetzen ist. Der Sitz in der BAGSO würde verloren gehen. Er kann durch ein Fachreferat nicht wahrgenommen werden. Damit wären wir an einer Schnittstelle von Seniorenarbeit in Deutschland als Diakonie nicht mehr vertreten. Wir würden uns selbst reduzieren auf eine supportive Seniorenarbeit, die ärmer wird um die Stimme der Senioren selbst.

Die politisch und strategisch weitreichende Konsequenz der jetzigen Situation scheint mir über eine Entscheidung zu Sparbemühungen weit hinaus zu gehen. Ich habe versucht, zu eruieren, inwieweit hierzu eine Diskussion in unseren Gremien stattgefunden hat. Die Gremienvertreter unserer Fachverbände konnten mir nicht betätigen, dass es eine solche Diskussion gegeben hat.

Ich halte es für erforderlich, dass wir dieses Thema auf einer breiteren Basis aufgreifen und diskutieren. Herr Hentschke als Vorsitzender der Fachverbandskonferenz, ggf. weitere Fachverbandsvertreter aus der Seniorenarbeit und ich als Sprecher der Fachgruppe 3 würden dazu gerne einen Beratungsprozess anstoßen, der die Zukunft des ESW sichern kann, gleichzeitig die seniorenpolitische Präsenz sichern kann und mittelfristig auch die Notwendigkeiten des Hauses berücksichtigt.

Aus unserer Sicht setzt hier eine Sparbemühung ein politisch falsches Signal mit einer Wirkung über das ESW hinaus. Ich hoffe, es gelingt uns hier, kurzfristig einen für alle Seiten konstruktiven Prozess in Gang zu setzen. Bis dahin verbleibe ich mit freundlichen Grüßen

gez. Frank Ertel, Sprecher Fachgruppe 3 im Diakonischen Werk, Aachen, 5. Juli 2012



Ein Reservoir hohen Engagements hält das ESW bereit: ESW-Mitarbeiterin Anneliese Alber wurde mit dem Goldenen Kronenkreuz der Diakonie ausgezeichnet
Foto: Elisabeth Heinecke

Für Sie gelesen...

...von Hans Steinacker

Spitzentitel für die Bestenliste

Das war der 1920 aus einer bäuerlichen Großfamilie Oberschwabens stammenden Autorin nicht in die Wiege gelegt, als zuletzt ihr biographischer Roman es auf den ersten Platz der Bestenliste des SWR2 schaffte. Schon vorher wurde sie durch beachtliche Literaturpreise geehrt. Ihr Name ist ein Geheimtipp, denn so einfach und schnörkellos wie ihr Leben sind auch ihre Familienromane aus dem heimatlichen Hinterland des Bodensees. Maria Beig absolvierte eine Ausbildung zur Hauswirtschafts- und Handarbeitslehrerin, um dann als Lehrerin im süddeutschen Raum zu wirken. Nach ihrer Heirat ging sie 1977 in den vorzeitigen Ruhestand, um sich ihren Traum vom Bücherschreiben zu erfüllen. Die Jury priest das Buch als „eine Art Befreiungsliteratur“. Befreiung aber nicht als emanzipatorisches Aufbegehren, sondern ein sich Freischreiben aus den Zwängen einer fest gefügten Welt. Ihr Verehrer Martin Walser bemerkt im Nachwort zu ihrem Roman Rabenkrächzen: „Literarisch kommt mir das...vor wie etwas, was auf der Wiese gewachsen ist, während wir anderen Schreibenden alle im Garten wachsen müssen. Der Unterschied ist der zwischen Gartensalbei und Wiesensalbei, der zwischen Gartenakelei und Wiesenakelei. In Duft und Feuer.“

Maria Beig: Ein Lebensweg. Paperback, 156 Seiten, 9,90 Euro. Klöpfer & Meyer

In jedem klingt ein Geheimnis

Man nennt ihn in Fachkreisen den Stradivari des 21. Jahrhunderts. Immerhin werden die Instrumente des bei München lebenden Geigenbauers und Dipl. Ing. Martin Schleske (Thema: Untersuchungen der Eigenschwingungen im Werdegang einer Geige) weltweit von den renommiertesten Solisten und Konzertmeistern gespielt. Aber der Christ Schleske ist auch ein Sinndeuter, wenn er uns begeistert von seinem Beruf erzählt und uns sogleich die Sinnfrage

stellt: Wer ein erfülltes Leben sucht, hat keine andere Wahl, als zu fragen, was sich durch ihn erfüllen soll. Gleichnishaft geht er dem Wesen des Glücks nach, das der Arbeitsweise eines Geigenbauers mit dem Holz entspricht. So führt er uns in die Geheimnisse seines außergewöhnlichen Berufs ein. Vom Auffinden des Holzes bis hin zur Wölbung und Lackierung des Instruments. Sie werden ihm zum Gleichnis für persönliche Entwicklung, für unsere Berufung und unseren Platz im Leben; damit wir zum Klingen gebracht werden, wenn sich in uns das Unsagbare, das Unerhörte des Lebens ausspricht. Während wir dem Faserlauf des Holzes nachspüren und die Bedeutung des Geigenlacks hinterfragen, lernen wir, was Glück ist.

Martin Schleske: Der Klang. Vom unerhörten Sinn des Lebens. Mit Fotos von Donata Wenders. Gebunden mit Schutzumschlag, 15 x 22cm, 21,95 Euro. Kösel

Ein Kalendertagebuch für sieben Jahre nimmt die Gedanken von Martin Schleske auf, die von der Fotokünstlerin Donata Wenders in Bilder gesetzt werden.

Martin Schleske/Donata Wenders: KlangBilder – Werkstattgedanken. Gebunden mit Leseband. 15 x 22 xcm. 224 Seiten, 19,99 Euro. Kösel

...von Kurt Witterstätter

Der entdeckte Nikolaus

Wenn die Tage wieder kürzer werden, naht auch die Weihnachtszeit. Vieles harret der Vorbereitung: Adventskranz, Nikolausfeier, Adventskalender, Geschenke, Weihnachtsfeier, Tannenbaum, Festessen. Zur vorweihnachtlichen Routine gehört auch der Adventskalender für die 24 Tage vom ersten bis zum vierundzwanzigsten Dezember. Ulrike Sauerhöfer hat aus der Vorbereitungsnot eine Tugend gemacht und beim Esslinger-Verlag (Postfach 100325, 73703 Esslingen/Württemberg) 24 Kurzgeschichten zum Vorlesen ausgewählt. So haben vor allem Großeltern einen sprechenden Adventskalender, aus dem sie ihren



Enkeln vorweihnachtliche Gute-Nacht-Geschichten u.a. von Leo Tolstoi, Hermann Löns und Selma Lagerlöf vorlesen können. Die kurzen Erlebnisse kreisen um fast Alltägliches und Nachbarliches (Wie ich den Nikolaus entdeckte. Der

geschiedene Vater kommt Heiligabend. Weihnachten mit den Kindern im Asylantenheim), ranken sich um bekannte Erzählmotive (Das Tännlein, das Weihnachtsbaum werden will. Heiligabend mit erwünschten und weniger erwünschten Überraschung-Gästen. Die nicht verspeiste Weihnachtsgans) und enthalten auch Wundersames (Das Waisenkind, das vom Weihnachtsstern zu seinen neuen Eltern geführt wird. Der Dieb, der die Geschenke der Heiligen Drei Könige nicht an sich nimmt. Der verkrüppelte Hirte kann in der Heiligen Nacht ohne Krücken laufen). Die 24 Geschichten sind mit kindgemäßen, aussagekräftigen Farbbildern liebevoll illustriert. Noch 24 Geschichten bis Weihnachten. Advents- und Weihnachtsgeschichten von Paul Maar, Josef Guggenmos, Mira Lobe, Gudrun Pausewang und vielen anderen zum Leben und Vorlesen. Ausgewählt von Ulrike Sauerhöfer mit Bildern von Sven Leherer. 110 Seiten Din A 4 mit Bildtafeln. Esslingen 2010: Esslinger-Verlag. ISBN 978-3-480-21799-1. 16,90 Euro

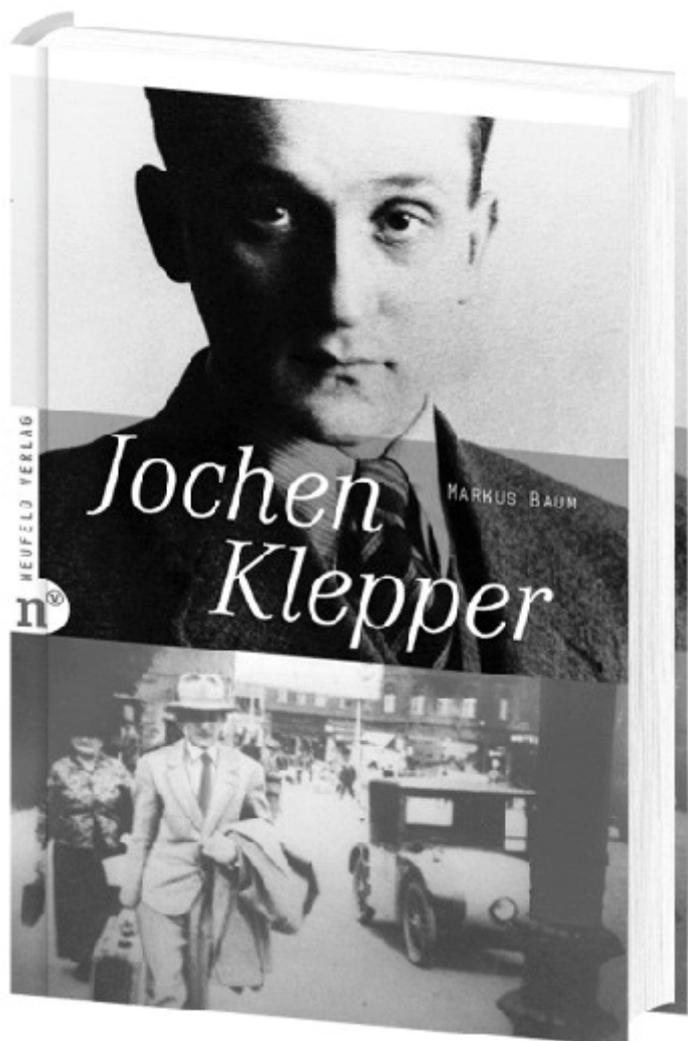
Gott kam und bleibt

Die Form entspricht dem Inhalt: Der EKD-Ratsvorsitzende Nikolaus Schneider pflegt eine dialektische Theologie. Wenn sich der Christ durch Christi Opfertod gerechtfertigt glauben darf, kann er dennoch die Liebeswerke nicht sein

lassen, sondern soll sie gerade seiner Annahme durch Gott wegen erbringen. Solche Gedanken auf zwei Ebenen lassen sich am besten in Dialogen entwickeln. Schneider hat deshalb Dialoge zur Weihnachtsgeschichte mit seiner als Religionspädagogin tätigen Ehefrau Anne in seinem bei Herder (Kreuzverlag) erschienenen, lesenswerten Buch „Hoffnungslicht in kalter Nacht. Gedanken zur Weihnacht“ niedergelegt. Mit nachdenklichen Geschichten zu eigenen Weihnachtsbräuchen werden die theologischen Gedanken der Schneiders verdeutlicht. Da wird gefragt, warum der allmächtige und gnädige Gott soviel Not, Leid und Unglaube zulässt. Die Schneiders wissen nach dem Leukämie-Tod ihrer dritten Tochter Meike, wovon sie reden. Und wissen sich dennoch in Gottes Liebe aufgehoben. An Weihnachten kam Gott und bleibt. Einen Brauch der Bonhoeffers haben sie von der Familie einer Mitpatientin ihrer Tochter übernommen: Den schönsten Zweig des Weihnachtsbaums auf der Tochter Grab zu legen.

Nikolaus und Anne Schneider. Hoffnungslicht in kalter Nacht. Gedanken zur Weihnacht. 159 Seiten. Freiburg: Herder-Kreuzverlag 2011. ISBN 978-3-451-61094-3. 14,95 Euro





Dein Wille geschehe
Ein fesselndes Buch über den Erzähler und Poeten aus preußisch-protestantischem Geist Jochen Klepper legt Markus Baum im Neufeld-Verlag vor. Kleppers geistiger Horizont aus seinem Pfarrer-Elternhaus im niederschlesischen Beuthen an der Oder (heute Bytom Odranski) und seinem Theologiestudium wird ebenso eingefangen wie seine Lebenskonflikte durch seine 13 Jahre ältere jüdische Frau mit den beiden jüdischen Stieftöchtern und seine Drangsalierung durch die nationalsozialistischen literarischen Aufpasser, die 1942 im Selbstmord des 39jährigen enden. Hinreißend erzählt Biograf Baum die Schöpfung der lebensprallen Oder-schiffer-Novelle „Der Kahn der fröhlichen Leute“ und des biografischen Romans über König Friedrich Wilhelm I. „Der Vater“ mit der Konzipie-

rung einer gerechten, Gott unterworfenen politischen Ordnung als Gegenentwurf gegen das maßlose NS-Regime. Baums Einblick in Kleppers Schreibwerkstatt mit dem Nachempfinden von Inspiration und Schaffensrausch spart auch die Entstehung der religiösen Gedichte und Lieder Kleppers (Olympia-Sonette, Kirchenjahreszyklus, Kyrie-Lieder) nicht aus. Eine zeithistorisch ungemein spannende Biografie, die den noch heute immer wieder neu verlegten Klepper in seiner Ablehnung der Deutschen Christen genauso nahe bringt wie in seinen Luthers Zwei-Reiche-Lehre geschuldeten Vorbehalten der Bekennenden Kirche gegenüber unter dem befriedenden Lebensmotto „Dein Wille geschehe“.
Markus Baum: Jochen Klepper. 288 Seiten.
Schwarzenfeld: Neufeld-Verlag 2011. ISBN 978-3-86256-014-1. 17,90 Euro

Lärm macht krank Bausteine Altenarbeit „Oase der Ruhe“

Im Rahmen der Animationshilfen für die Altenarbeit „Bausteine Altenarbeit“ legt die ESW-Redaktionsgruppe um Schriftleiter Prof. Kurt Witterstätter im November im Verlag Bergmoser + Höller Aachen das Heft 5/2012 unter dem Titel „Oase der Ruhe“ vor. Es geht in diesem Heft mit Gestaltungshilfen für Altenveranstaltungen um die wohltuende Ruhe in einer vom Lärm durchsetzten Zeit. Denn Lärm macht krank. Ruhe aber fördert Einkehr und Selbstfindung. Das 48seitige Bausteine-Heft „Oase der Ruhe“ enthält mit zwei Overhead-Folien zugleich Gestaltungsvorschläge für die Advents-, Weihnachts- und Jahresendzeit.

Redakteur Kurt Witterstätter schreibt als Wegweiser durch das neue Bausteine-Heft: „Lärm macht krank. Das ist zur Genüge bekannt. Für Lärmschutz am Arbeitsplatz und durch Verkehr

wird viel Geld ausgegeben. Bürgerbewegungen agieren laut und vernehmlich gegen Fluglärm. Ruhe wird in unserer hektischen und lärmenden Welt so etwas wie eine schützende Oase. Deshalb gehen wir in diesem Bausteine-Heft dem Thema ‚Oase der Ruhe‘ nach. Als Beispiele für Einkehr schildern wir die Auszeit im Kloster und Ideen unter dem Motto ‚Was mir gut tut‘. Das Heft erscheint in der Vorweihnachtszeit. Auch Weihnachten gilt uns nach der stressigen Vorweihnachtszeit als Fest der Ruhe. Dabei ist die Oase nicht nur ein Ort der Ruhe. Hier trafen sich Karawanen und Wüsten-Durchquerer zu Rast und Erquickung und tauschten Neuigkeiten aus. In solchen Oasen, Jericho und Kadesch nämlich, erquickte sich auch das Volk Israels nach seinem Auszug aus Ägypten auf seiner Wanderschaft in sein gelobtes Land. Die dort schützenden Palmen gelten als Zeichen des Friedens, der Rast und des Ausruhens. Diese Symbole kennzeichnen auch das uns bevor stehende Weihnachtsfest. Friede, Ruhe und Einkehr verbinden wir mit Weihnachten. Wir feiern das mit der Christgeburt in die Welt gekommene ‚andere Prinzip‘: Das der ruhigen Zuwendung gegenüber dem unruhigen Wettbewerb. Vorgeschlagene kreative Aktionen und Erzählungen kreisen um Licht, fragen aber gerade auch im Zusammenhang mit dem Weihnachtsfest nach den Gegensätzen zwischen Eile und Ruhe. Kurzgeschichten von kleinen Dingen laden zur Umdichtung ein. Und in der Bange des Jahreswechsels wollen wir das voraus gehende Weihnachtswunder nicht vergessen“.

Bezug

Zu beziehen sind die „Bausteine Altenarbeit“ beim Verlag Bergmoser + Höller, Karl-Friedrich-Strasse 76, 52072 Aachen, Tel. 0241.9388810, www.buhv.de, zum Einzelpreis von 15,-- Euro (zuzüglich 3,-- Euro für Versand) bzw. zum Jahres-Abonnementspreis für fünf Hefte zu 55,-- Euro (zuzüglich 3,75 Euro für Versand).



Alltägliche Kombination: Lärmschutzwand, Wohnblock und Massenverkehr auf vierspuriger Straße
Foto: Kurt Witterstätter

Zum Buss- und Betttag

Dem Ruf Gottes lauschen,
der aus Abwegen,
Irrgängen und
Sackgassen
mich wieder zur Mitte
führt.

Still werden,
tastend der Stimme
folgen:

Als rufe mich einer
bei meinem Namen,
als rufe er mich
nach Haus.

Tina Willms

Diakonie 
**Evangelisches
Seniorenwerk**



Bundesverband für Frauen
und Männer im Ruhestand e.V.

ESW-Geschäftsstelle
Postfach 10 11 42
70010 Stuttgart

Telefon 0711-21 59-137
Fax 0711-21 59-550

Antrag auf Einzel-Mitgliedschaft im **EVANGELISCHEN SENIORENWERK**

Bundesverband für Frauen und Männer im Ruhestand e.V.

Name / Titel _____

Vorname _____

Beruf _____

Geburtsdatum _____

Anschrift _____

Telefon _____

Fax _____

E-mail _____

Der Jahresbeitrag beträgt ab 01.01.2006

Einzelperson 30 €

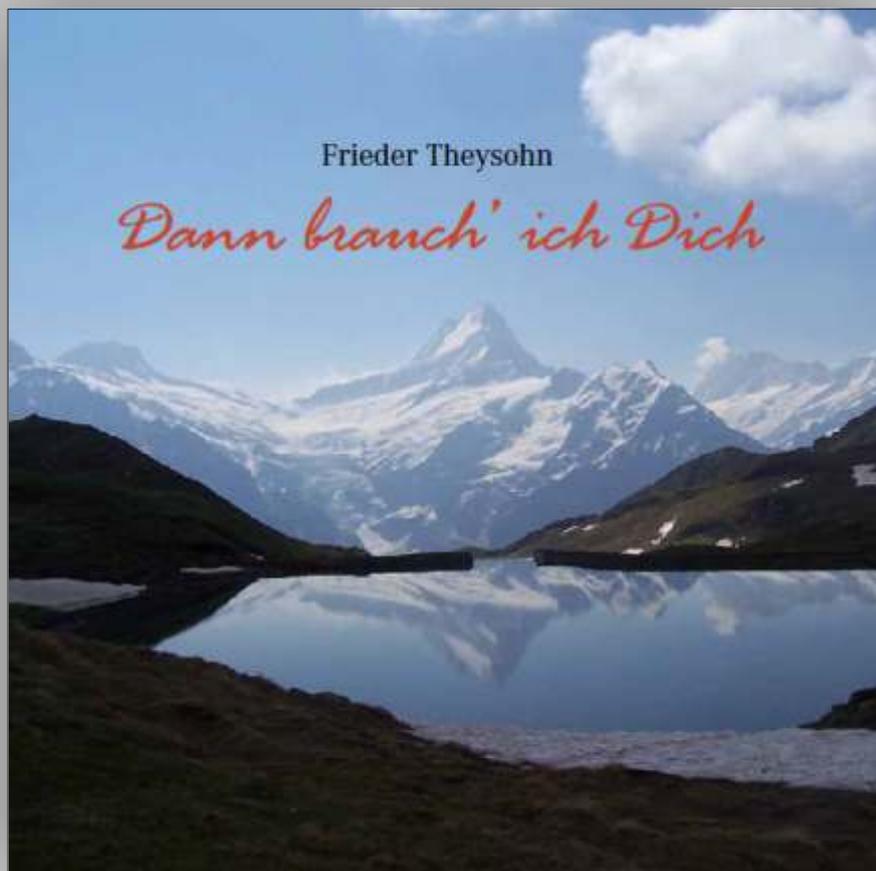
Ehepaar 35 €

(bitte Zutreffendes ankreuzen)

Ort, Datum

Unterschrift

- Dieser Antrag gilt für eine Person.
- Ehepartner, die ESW-Mitglieder werden wollen, bitte einen extra Antrag (Kopie der Vorlage) ausfüllen.
- Ehepartner und Freunde können als Gäste alle ESW-Angebote nutzen.
- Jedes Mitglied erhält einen Mitgliedsausweis sowie vierteljährlich den ESW-Informationsbrief und je nach Bedarf weitere Informationen.



*Frieder Theysohn. Dann brauche ich Dich. Gedichte aus dem Krankenbett 2007. Evangelisches Seniorenwerk, Stuttgart 2011, 48 Seiten
Zweite Auflage*

Drei Jahre nach seinem Tode sind wir so weit, einen Wunsch von Frieder Theysohn, zu erfüllen, Gedichte, die er während seiner letzten Krankenzeit geschrieben hat, zusammen mit Fotos zu veröffentlichen. Frieder Theysohn hatte auch eine musische Seite. Er hat komponiert und Gedichte hat er auch schon früher veröffentlicht. In seinem Vorwort bringt Kirchenpräsident Schad auf den Punkt, aus welcher Quelle das gleichermaßen engagierte wie gewinnende und einnehmende Wesen von Frieder Theysohn entspringt: „Sich der harten Wirklichkeit des Todes zu stellen, aber ihr nicht den Sieg, nicht den Triumph des letzten Wortes zu gönnen, das hat das Leben von Frieder Theysohn geprägt.“ Seine Gedichte muten an wie so viele Transparente, durch die diese Überzeugung immer wieder durchscheint, auch wenn seine Freude an der Beobachtung und seine Lust sich auf Abenteuerreisen einzulassen unübersehbar ist.

Gegen eine Spende ist „Dann brauch ich Dich“ zu beziehen über die Geschäftsstelle des Evangelischen Seniorenwerkes e.V. Frau Anneliese Alber, Staffenbergstr.76, 70184 Stuttgart; Postfach 101142, 70010 Stuttgart; esw@diakonie.de

Herausgeber:
EVANGELISCHES
SENIORENWERK -
Bundesverband für
Frauen und Männer im
Ruhestand e.V.

Vorsitz (auslaufend):
Klaus Meyer, Hamntorget 6,
S-23439 Lomma
e-Mail: Vorstand@eswb.de

Designierter Vorsitzender:
Mag. theol. Elimar Brandt,
Gaudystr. 24, 10437 Berlin,
Tel. 030.44057203,
e-Mail: eb@elimar-brandt.de

Redaktion:
Prof. Kurt Witterstätter,
Alfred-Delp-Str. 1, 67346
Speyer -V.i.S.d.PR-
Tel.: 06232/3793, e-Mail:
Kurt.Witterstaetter@t-online.de

Layout und Satz:
Manfred Storck,
Virchowstr. 14, 67063
Ludwigshafen
Tel.: 0621/523754, Fax:
0621/62900160, e-Mail:
Manfred.Storck@t-online.de
oder
esw.pressebuero@gmx.de

Zuschriften, Druckvorlagen
und Fotos werden an die
Redaktion erbeten!

Redaktionsschluß für die
ESW-Info 1-2013 ist der
1. Mai 2013

Ständige Mitarbeiter:
Ingrid Bader, Ludwigshafen;
Druck: DW-Druckerei,
Filderstadt.

Versand:
ESW-Geschäftsstelle
Frau Anneliese Alber

Der ESW-Informationsbrief
erschien zuletzt vierteljähr-
lich. Der Bezugspreis wird
durch den Mitgliedsbeitrag
abgegolten.

Geschäftsstelle (bis 30.09.2012)
Staffenbergstraße 76
70184 Stuttgart
Postfach 10 11 42
70010 Stuttgart
Telefon: (07 11) 21 59 - 136 / 137
Telefax: (07 11) 21 59 - 550
esw@diakonie.de
www.evangelisches-seniorenwerk.de

Bankverbindung:
Evang. Kreditgenossenschaft Kassel (EKK)
Konto Nr. 2623, BLZ 520 604 10

